Germanien

Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Inhaltsverzeichnis.

Die Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte

hat den Zweck, alle Deutschen zusammenzufassen, die den Wert der Erforschung der eigenen Vorgeschichte erkannt haben. Sie verfolgt das Ziel, Wissen über die eigenen Ahnen im deutschen Volke zu verbreiten und Verständnis für seine Vorgeschichte zu erwecken.

Jährlich in der Pfingstwoche wird eine öffentliche Tagung abgehalten, bei der Denkmäler aus germanischer Zeit gezeigt werden. Sie sind zahlreicher in der deutschen Landschaft vorhanden, als gemeinhin angenommen wird.

Um die Verbindung unter den Mitgliedern aufrechtzuerhalten, erscheinen jährlich in zwangloser Folge 5 bis 6 Hefte „Germanien" (ab 1. 1. 1933 als Monatshefte von je 32 Seiten).

Die Mitgliedschaft wird erworben durch Einzahlung des Jahresbeitrages von 10.— RM auf das Postscheckkonto Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Postscheckamt Hannover 65278. Der Beitrag kann in Raten gezahlt werden. Die Mitglieder erhalten „Germanien" kostenlos.

Es liegt im eigenen Vorteil, bei allen Anmeldungen, Einzahlungen usw. Namen und Anschrift deutlich zu schreiben.



Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Herausgeber: Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Sitz Detmold, Bandelstraße 7

Für den Inhalt der Beiträge stehen die Verfasser ein

4. Folge | Bielefeld, Gilbhart 1932 | Heft 3

Zur Ortungsfrage.

Der in der Prähistorischen Zeitschrift, XXII. Band, 1931 erschienenen Entgegnung Wilhelm Teudts auf die Ausführungen von Hellmich (vgl. Germanien, 3. Folge, S. 112 ff.) hat Hellmich eine neue Entgegnung folgen lassen. Teudt hat auch diese Erwiderung Hellmichs in ihren wesentlichen Punkten zurückgewiesen in einem „Schlußwort" im gleichen Heft der Prähistorischen Zeitschrift. Wir bringen dieses Schlußwort im Wortlaut.

Hellmichs Replik bedeutet ein Eingeständnis der ihm nachgewiesenen Fehler. Seine Kritik der schlesischen Ortungsbeispiele ist hinfällig, weil sie auf einem unbrauchbaren, fehlerhaften Verfahren beruhte. Über dies Ergebnis hinweggleitend, greift Hellmich zu der so beliebten Methode, alles kurzweg auf den Zufall zurückzuführen und die Ortung allgemeinhin zu verurteilen. Darauf einzugehen, ist im Rahmen eines Schlußwortes unmöglich, und ich kann nur unter Hinweis auf das 15. Kapitel meines Buches gegen die Entstellung meiner Gedankengänge und die Verschweigung alles positiven Materials Protest erheben. Wie verständnislos Hellmich der Sache gegenübersteht, zeigt auch seine komische Vermutung die Hedwigskapelle betreffend.

Ein sachliches Interesse bietet sein Hinweis auf die Fraglichkeit der Bedeutung der Geiersbergschneise, die in der Natur und auf der Karte als eine merkwürdige Ausprägung des Meridians die Aufmerksamkeit auf sich zieht, und zwar gerade auch deswegen, weil beim Geiersberge der Gedanke an ein Interesse christlicher Wallfahrer auszuscheiden hat.

Unwesentlich ist, ob die Schneise einst ein Weg gewesen ist; denn auch von den als vorgeschichtlich anerkannten sogenannten Konrebberswegen in Ostfriesland, deren Zusammenhang mit der Ortung von Dr. Röhrig aufgewiesen wurde (Heilige Linien durch Ostfriesland, 1930, Staatsarchiv Aurich), ist es zweifelhaft, ob es jemals wirkliche Wege gewesen sind. Aber der nicht allzu steile, gleichmäßige Aufstieg der Geiersbergschneise im Steigungsverhältnisse 2½ : 1 ist um so weniger bedenklich, als gerade die Beschwerlichkeit zu dem Verdienstlichen und Wertvollen einer Wallfahrt auf Götterberge (auch Stufenpyramiden) gehört.

Norden

1,9 km

Zobten Berg

1,9 km

Maßstab:

Skizze nach dem Meßtischblatt.

Noch vorhandene Ausprägungen von Ortungslinien fand ich bisher nur in der Prozessionsstraße von Brakel (Kreis Höxter) zum Kalvarienberge und der einstigen Steinallee von Schötmar—Salzuflen zum umwallten Asenberge, — beide zum Aufgang der Sommersonnenwende geortet —, ferner bei Winterberg (Sauerland) in dem über den Bremberggipfel laufenden, durch eine Schneise dargestellten Meridian, der 2 km südlich den „Helleplatz“ und 4½ km nördlich die „Nordhelle“ (zwischen 741 und 775) trifft.

Die Frage liegt so: Unter den ungezählten geradlinigen Schneisen in deutschen Wäldern wird der bloße Zufall durchschnittlich jede neunzigste Schneise zum Meridian gemacht haben, wenn als Fehlerspielraum 2° stattgegeben werden (jede einhundertachtzigste, wenn nur 1° Spielraum gestattet ist.) Auffällig und näherer Untersuchung wert wird uns eine Meridianschneise nur in dem seltenen Falle, wenn sie *zugleich* eine Verbindungs- oder Richtlinie ist nach Orten, die eine Bedeutung in germanischer Zeit gehabt haben, oder einer solchen Bedeutung verdächtig sind.

Wenn wir die Entstehung einer mit dieser Doppeleigenschaft behafteten Schneise, wie sie der Geiersberg uns zeigt, auf forstliches Tun in neuerer Zeit zurückführen wollen, so stehen wir vor vier Möglichkeiten: 1. der Forstmann hat ahnungslos und ohne besonderen Anlaß für seine Schneise eine Linie auserwählt, die diese Doppeleigenschaft besitzt, was einen ganz unwahrscheinlichen Zufall bedeutet, oder 2. es ist die Absicht des Försters gewesen, die Schneise in Nord—Südrichtung zu legen, und er hat unter den zahlreichen Möglichkeiten unabsichtlich damit zugleich die Verbindungslinie getroffen, oder 3. er hat absichtlich die ihm bekannte interessante Verbindungslinie zur Anlage der Schneise ausgewählt und unabsichtlich damit zugleich die Meridianlinie in der Natur geschaffen; 4. er hat *beides* bedacht und gewollt.

Wenn auch die Möglichkeit solcher die Anlage einer Schneise begleitenden Nebenabsichten vorliegt, so wäre es doch im Blick auf ihre Unwahrscheinlichkeit erwünscht, daß ausreichend beglaubigte Einzelfälle vorlägen. Anderenfalls behält die Frage ihre Berechtigung, ob nicht letzthin doch irgendwelche *vorgefundenen* Eigenschaften der Linie den Anlaß gegeben haben, sie als Schneise beizubehalten oder auszugestalten.

Übrigens bleibt die Bedeutung der Zobten-Verhältnisse für die Ortungsfrage auch dann bestehen, wenn die Ausprägung der Linie in der Natur als Anzeichen in Wegfall kommen müßte. Jedenfalls muß unsere Aufmerksamkeit auf solche Erscheinungen wach bleiben.

Das Elstertrebnitzer Bild.

In dem Artikel „Das Elstertrebnitzer Bild“ (S. 38—41 dieser Folge) ist zu ergänzen, daß auch Gorsleben auf S. 178 seines Buches „Hochzeit der Menschheit“ das Bild in kleiner Strichzeichnung bringt und auf die Gleichsetzung des Lebensbaumes mit dem Kreuze aufmerksam macht. Er legt den Wert auf die kosmologische Bedeutung der Einzelheiten. „Christus ist hier der Kosmos selbst, höher als Vater und Mutter.“ „Das ganze ist eine Dreiheiligkeit mit besonderer Betonung des germanischen Inhalts.“ —

Teudt.

Örtlicher Überblick auf die Entscheidungsstellen der Varus- und Germanicusfeldzüge.

Von General *Haenichen*, Berlin.

Die Blickrichtung vom Denkmal an der Porta-Westfalika auf *Augsburg* (Rhätien und Vindelicien), auf *Osning* und *Egge* (Grenze des Sygambrer- und Marser- und Bructerergebiets) und auf die Strecke *Steinhuder Meer* — *Stemmer Berge* (Grenze der Angrivarier, die der Druck der römischen Seemacht in Botmäßigkeit hielt), zeigt die Erstarkung der Römermacht zu Zeiten des Drusus.

Ein Blick durch die Kimme der Dörenschlucht zeigt, wie sehr Aliso den Cheruskern auf die Nase gesetzt war, ein Blick durch die Kimme von Bielefeld, wie der Weg Holland—Wesel und Köln gerade hier hindurch zur Mittelelbgegend geht.

So wird die geopolitische Bedrohung des Cheruskerlandes augenscheinlich gemacht, aber auch bewiesen, daß die Operationsbasis für einen Zug zur Elbe gerade hier im Lippischen Lande liegen mußte. Besser konnte die Zwingburg und die Ausgangsburg zur Elbe hin nicht liegen als auf Höhe 112 bei *Aspe*—Dom. Bexten, wo die Spuren der von Tiberius erbauten Dauerfestung auf der *Gnitaheide*, heute Knitterheide, dem kundigen Auge noch heute erkennbar sind.

Aus ihr warf Armin-Siegfried den Varus am hellen, lichten Kaisers-Geburtstage durch Überfall von innen heraus und Einlassen der Außenstürmer durch die aufgeklemmten Tore hinaus, verlegte ihm dann den Weg durch die *Dörenschlucht*, wo er ihm einen Graben über die engste Wegestelle zog und Bäume über den Köpfen zusammenriß, schlug ihn im *Heidentale* ab und legte sich ihm auch im *Berlebecker Tale* vor. Dort und auf dem Winnfelde kesselte er ihn mit Hilfe des nun eintreffenden Volksaufgebotes ein und zwang seine Reste zur Kapitulation.

Erst 14 und Frühjahr 15 unternahm Germanicus Vergeltungsfeldzüge, brachte auch durch Caecina das Lippegebiet bis *Aliso* und wahrscheinlich auch Kneblinghausen wieder in seinen Besitz. Im Sommer 15 gelang es ihm dann, den Germanenführer vom Osning herunterzumanövrieren; er gelangte sogar wieder in die Varusfeste hinein. Statt diese nun aber wieder herzurichten und mit Besatzung zu versehen, hielt er Begräbnisse und Leichenparaden ab; derweil sammelte sich sein Gegner und brachte ihm, als er ihm bis in die Gegend von *Blomberg* folgte, eine tüchtige Schlappe bei, in aviis. Dann kam er ihm selbst in der Varusfeste zuvor, und nötigte ihn so, „bald“, auf die Ems zurückzugehen. Nach der Trennung von Germanicus nahm er dem alten Caecina bei Wolbeck an der Werse, südlich *Münster*, den gesamten römischen Train ab. Das zwang, da voller Ersatz nicht gelang, Germanicus, nun den Versuch zu machen, auf der Weser durch das Wesertor ins Lippische Land einzudringen. Seine Flotte von 1000 Schiffen, darunter sehr viele Flußkähne und Pontons, lief aber doch in die Ems ein. Er marschierte nun von Bramsche auf Minden, ging dort, den Gegner täuschend, sehr geschickt ober- und unterhalb des Wesertores über und baute durch das *Lager bei Minden* und durch seinen Brückenkopf dem Gegner den Durchgang durch das Wesertor zu. Tags darauf schlug er ihn schwer im Weserbogen, drückte ihn bei Varenholz und Erxten über die Weser und ging nun, seine Brückenglieder nach Blotho hinaufziehend, auf die Varusfeste los. Aber sein Gegner sah, was sich vorbereitete, riß seine Leute hoch, kam ihm, nächtlich anmarschierend, zuvor und rannte seine Marschkolonnen in den Wäldern nördlich Schötmar-Salzuflen über den Haufen.

Nach einer Reihe von Verfolgungs- und Bedrohungsmaßnahmen — postremo — legte sich Armin dem über M i n d e n — D e s t e l — L e v e r n abziehenden Römer südlich der Stemmer Berge bei Schierlage—Sundern—Arrenkamp quer über die Rückzugsstraße.

Wohl drängte ihn Germanicus nach anfänglichem Fehlschlage, starker, ganz modern anmutender Artillerievorbereitung und geglücktem Sturm beiseite. Mit seiner Reserve ihn aufzurollen — dedit impetum in silvas — vermochte aber Germanicus nicht, denn Armin hatte sich auch seinerseits eine Reserve aufgespart. Mit der fing er den Römer collato gradu ab und brachte die Schlacht zum Stehen. Germanicus mußte bis zum Abend aushalten, um seine Trains hinter sich durchzuziehen, baute dann auf Bohmte ab, sicherte den Straßenast bei W e h r e n d o r f durch eine besondere Legion und zog nachher alles bei Venne—S c h w a g s d o r f zusammen. Siegreich stand Armin wieder auf seiner festen Landesgrenze — der Gegner zog nach Hause, keinen neuen Angriff mehr wagend. Trotz Heimsendung dreier Legionen auf dem Landwege machte Germanicus bei Hagel und Sturm noch die Erfahrung, daß auch jetzt noch seine Tonnage nicht reichte. Der Kaiser rief ihn ab. Sieger geblieben war Siegfried, „d e r g e w a l t i g s t e d e r H e e r k ö n i g e“.

*

Strategischer und taktischer Verlauf der Varus- und Germanicusfeldzüge.

Von General H a e n i c h e n, Berlin.

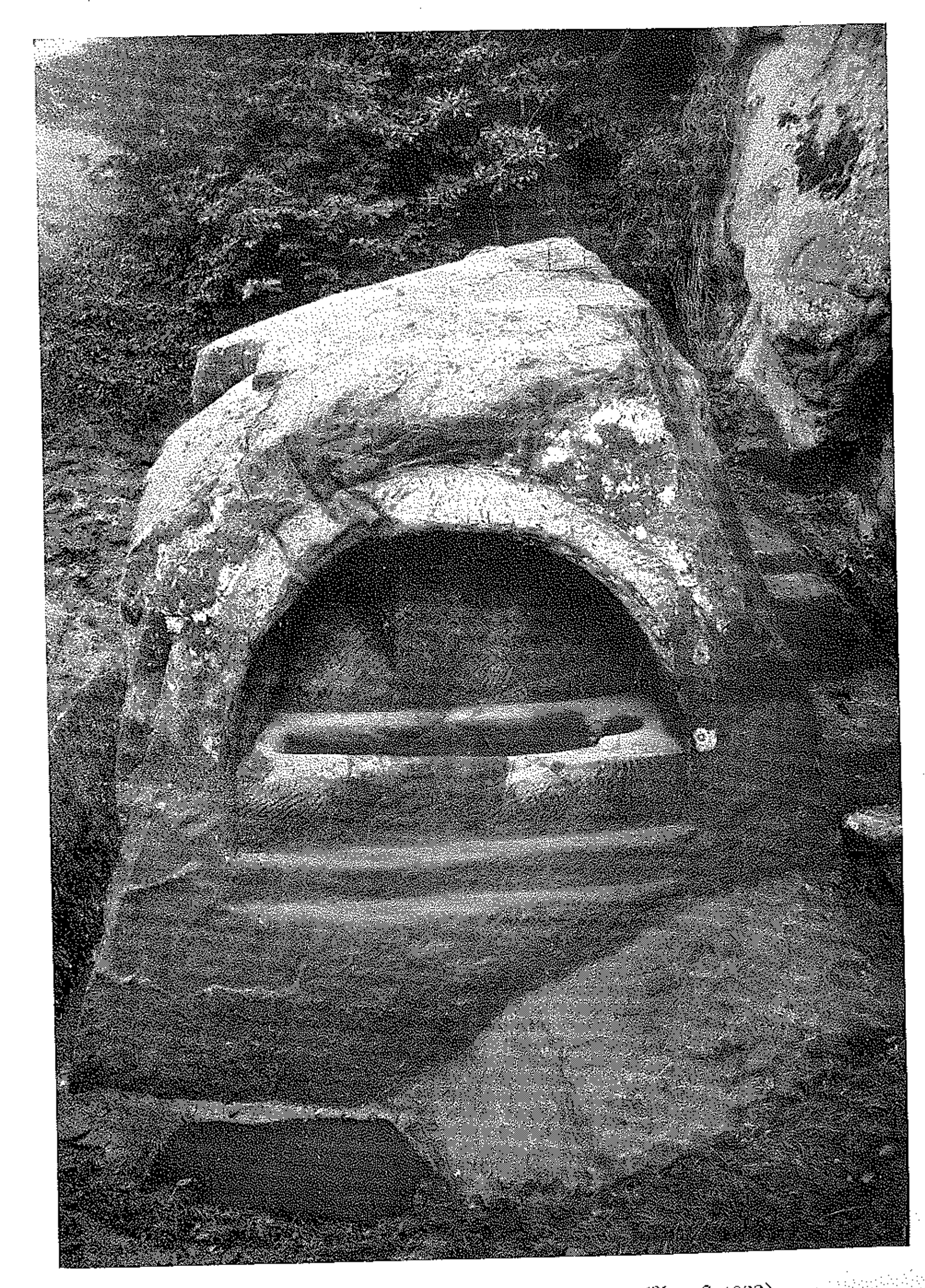
Durch Jahr für Jahr wiederholte Sommerlager zwingt man kein Volk zur Botmäßigkeit, sondern nur durch Dauerbesetzung von Festungen. Daß die Römer das getan haben, berichtet auch Dio. Daß Varus es anders gemacht habe, leiten viele einzig aus dem „aestiva trahebat“ ab. Das ist ein Irrlicht.

Drusus beherrschte das Sygambrerland durch die F e s t u n g b e i O b e r a d e n. Wollte er nach seinem Weserzuge den Cheruskern eine Trutzburg auf die Nase setzen („epeteichise“), so gehörte sie nach Neuhaus (Elsen), wo die Schiffbarkeit der Lippe aufhört, dicht vor ihre Grenze. Dies A l i s o ist weit sturmfreier als Oberaden, auf 3½ Seiten seines Umzuges von Alme, Lippe und Pader umflossen.

Von hier aus kam er zu seinem Elbzuge über den Osning ins L i p p i s c h e L a n d. Von diesem aus zog auch Tiberius zu seinem Elbzuge wider die Langobarden aus und baute seine Operationsbasis und Zwingburg seinen nunmehrigen Bundesgenossen ins eigene Nest, auf die Gnitaheide. Dort lag sie geopolitisch, strategisch, taktisch, fortifikatorisch ausgezeichnet, sehr glücklich im Etappen- und Wegenetz, in fruchtbarem, stark besiedeltem Lande, mit guter Wasserversorgung und Entwässerung. Man findet keine glücklichere Stelle. Man findet mit kundigem Auge noch heute die Spuren ihrer Wälle als ganz schwache Kanten.

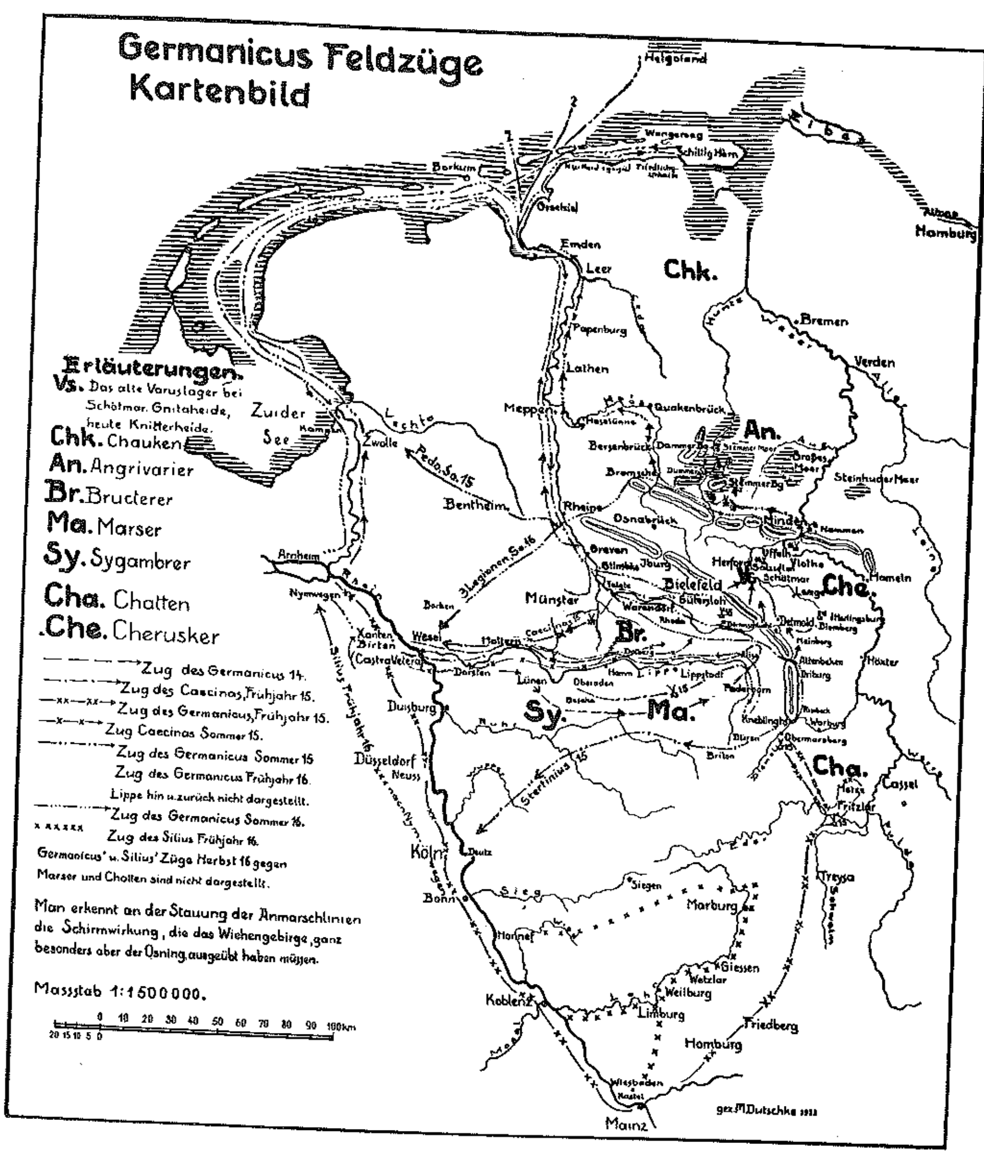
In ihr standen Sentius Saturninus und Varus mit starker Heeresmacht. In ihr vertrieb sich Varus die Zeit mit Verwaltungsdienst und Rechtsprechen (aestiva trahebat), statt seine Truppe zu tummeln. Die Preisaufgabe für den Freiheitshelden Siegfried-Armin war, ihn a u s d i e s e r m ä c h t i g e n F e s t u n g h i n a u s z u w e r f e n. Mächtig war sie, das bezeugt noch die Edda; Fafnismal: Siegfried fand die Türen an Fafners Hause . . . von Eisen . . . und aufgeklemmt. Den Cheruskern haben wohl die blechbeschlagenen Tore sehr imponiert. Um so rühmlicher erschien es ihnen, daß Siegfried Mittel und Wege fand, sie „aufzuklemmen“. Der half Varus beim Reiten seines Steckenpferdes; seine Mitverschworenen sahen sich bei allerlei listig angezettelten Prozessen die Festung von innen gut an. Er blies ihm auch in die Ohren: „Wenn S. Exzellenz zu Kaisers Geburtstage auf dem Appellplatze den Kreistag einberiefe, nachher den Versammelten die Parade zeige und die Honoratioren zur Festtafel einlüde — das würde im Lande sicher einen vorzüglichen Eindruck machen.“ Varus ist auch richtig darauf hineingefallen.

A r m i n schmuggelt zum Kreistage sich selbst und seine E r l e s e n s t e n m i t i n d i e F e s t u n g e i n. Die ziehen bei der feierlichen Eröffnung bei Tubaschall vom Leder — adorti — im Nu sind die Haupt- und die nächsten Torwachen überrannt, die Tore werden aufgeklemmt und herein stürzen die bisher draußen anscheinend harmlos herumlungernden Außenstürmer — undique invadunt… Sich auf den Wällen ausbreitend, den B r a n d i n d i e B a r a c k e n werfend, drängen sie die Römertruppen aus der Festung unter einer Riesenpanik hinaus. Castra rapiuntur, tres legiones opprimuntur. Florus berichtet den



Der freigelegte Felsensarg an den Externsteinen. (August 1932)

Tafel 6



Die Feldzüge des Germanicus.

nach Augustus Tode allgemein bekannt gewordenen Sachverhalt. Dio berichtet, was Augustus im ersten Schrecken dem Senate mitgeteilt hat (Hoefer); Wahrheit: Varus ist überfallen und mußte wider Willen ausrücken. Berichterstattung: Varus ist ausgerückt und wurde dann überfallen. Sonst paßt Dios Bericht sehr gut zu des Vellejus und Florus Angaben. Den Brand hat uns die Mär vom Hürnin Siegfried bewahrt: „Siegfried warf Bäume auf den Drachen, verbrannte ihn darunter, schmolz ihm das Horn aus, in dem er badete." — Mit dem Brande scheuchte er in der Tat den Drachen erst auf; das Kunststück mit den Bäumen kam später.

Infolge der Panik floß ein ungeordneter Flüchtlingsstrom nach der Dörenschlucht ab, den beschreibt Dio sehr wahrheitsgemäß. Im Lager sammelte Siegfried seine Mannen, Varus die seinen außerhalb; er mußte den Weg zur Dörenschlucht einschlagen und die Flüchtlinge möglichst einzufangen suchen. Siegfried jagte auf Richtwegen eine Abteilung voraus, um dem Gegner die Dörenschlucht zu verlegen. Hierzu erstritt er ihr Zeit, indem er mit anderen Kräften Angriffe gegen den Flüchtlingsstrom richtete; das beschreibt Dio sehr anschaulich. In der Dörenschlucht durchgrub man den Weg an der engsten Stelle — Fafnismal, Siegfried machte sich eine Grube auf Fafners Wege — und sägte Bäume an, die man einstweilen noch unauffällig an Tauen hielt. Derweil fanden sich auch Armins Streiter dort ein. Der sich am Graben stauenden Römervorhut riß man dann die Bäume über den Köpfen zusammen und fiel über die sich Herauswindenden her. — Das sind die stürzenden Aeste und die Bäume, die Siegfried auf den Drachen warf.

Varus wagte keinen Angriff auf die Dörenschlucht mehr, er lagerte auf dem Kusselberge, ordnete die Truppe, entledigte sich alles entbehrlichen Trains, erkämpfte sich am nächsten Morgen den Ausmarsch und versuchte, sich mit Gewalt und dick massiert (Dio) den Weg durchs Heidenthal zu erkämpfen — das beweisen die dortigen Massengräber und die kürzlich von Teudt dort gefundenen Buckelnägel vom Felgenkranze eines Römerwagens. Wiederum verlustreich abgeschlagen, versuchte Varus, am dritten Tage vor Tau und Tage aufbrechend, sein Glück im Berlebecker Tale — auch das von Dio ganz glaublich geschildert — drückte, sich endlich einmal planmäßig entfaltend, den schwächeren Gegner die alte Poststraße entlang zum Kamme hinauf und gewann, mit Umgehungsabteilungen über Schnepfenflucht und Möllmannskamp aufsteigend, das Winnfeld. Da warf ihn das nun endlich eintreffende Volksaufgebot (Dio — Tacitus) wieder in plötzlichem Angriff ins Berlebecker Tal hinab; andere müssen, umzingelnd, von Heiligenkirchen her nachgedrückt haben. Varus nahm sich das Leben, Vala Numonius riß aus und kam im Sumpf bei Horn um, wo man die Römerhufeisen karrenweise gefunden hat, Cejonius kapitulierte mit dem Rest. Die Germanen fegten alles Römervolk bis zum Rheine fort; nur das sturmfreie Aliso mit den Varusflüchtigen hielt sich, bis die ausgehungerte Besatzung, nächtlich ausbrechend, entkam.

Erst 14 und Frühjahr 15 schritt Germanicus zu Vergeltungszügen gegen Marser und Chatten; nicht unerwähnt soll bleiben, daß Caecina Frühjahr 15 die Lippegegend bis Aliso wieder in Besitz und Nutzung nahm und, im Zusammenwirken mit Germanicus, um die Cherusker abzulenken, während dieser Segest entsetzte — huc illuc ferens arma — wohl Kneblinghausen einrichtete und mit Besatzung versah.

Den Ernst der Wiedereroberung zeigt Germanicus' Sommerfeldzug 15 von Wesel — Caecina — lippeaufwärts, von Kampen-Zwolle her Pedo mit der Kavallerie, und emsaufwärts Germanicus selbst. Seine Vereinigung im Bructererlande schlug die Bructerer von vornherein aus dem Felde. Stertinius trieb sie, vom linken Flügel des Germanicus kommend, an Germanicus' Front vorbei; sie entkamen zu Armin, weil Caecina von der Lippe weg ins Bructererland hineingezogen wurde. So konnte er sie nicht auffangen, hatte vielmehr einen Teil des Landtrains an Germanicus abzugeben. So kam es, daß Germanicus, aus der bisherigen Linksstaffelung zur Front gegen den Osning eindrehend, den Gegner gerade vor sich hatte. Er zog Caecina hinter seinem linken Flügel hervor bei Rheda-Wiedenbrück über die Ems, wo seine Transportfähren lagen, und setzte ihn wohl auf den Bielefelder Paß an. Durch diesen kam Caecina ohne Kampf als Erster durch und öffnete auch Germanicus die anderen Pässe — Armin muß auf Lemgo ausgewichen sein. Stertinius, ganz auf den rechten Flügel geraten, nahm Segimer auf und lieferte ihn, vom Heere abkommend, später in Köln ab.

Statt sich nun dem Gegner anzuhängen und ihn gründlich aus dem Felde zu schlagen, begrub Germanicus die Toten in der Varusfeste, an der Dörenschlucht im Heidentale und im Berlebecker Tale und Winnfelde; dazu lagerte er wohl auf dem Asperplaß, bei Heidenoldendorf und Fromhausen. Dann erst hing er sich dem wieder

gesammelten Gegner an. Der lockte ihn bis an die Waldgegend nördlich Blomberg-Nassengrund, rannte ihm, plötzlich Front machend, seine Vorhut über den Haufen, der Germanicus, auf dem von Hurn herabziehenden Hange aufmarschierend, Luft machte, und kam ihm, da Germanicus einen Angriff nicht wagte, sondern abzog, im Parallelmarsche zur alten Varusfeste zuvor, sie nun seinerseits besetzend. Da Germanicus ihn hier erst recht nicht anzugreifen wagte, blieb ihm nichts übrig, als auf die Ems zurückzugehen. Jetzt wußte er, was er versäumt hatte, des Tiberius Tadel: „exercitum tardatum ad proelia" — „Erst Schlacht, dann Leichenparaden", konnte das nur nachträglich bestätigen.

Bei Telgte muß Germanicus den Caecina auf Haltern abgezweigt haben, ihm den guten Rat mitgebend, zu machen, daß er über die Langen Brücken wegkomme — bei Wolbeck an der Werse, eine Meile südlich Münster, einer Stelle, die der moderne Wegebau bis heute gemieden hat. Armin aber, der voraussah, was kommen würde, und auch die schlechte Wegestelle kannte, stand schon auf der Hohen Ward, als Caecina bei Wolbeck ankam, und jagte ihm beim Übergagnge über das angesumpfte Tal den gesamten Römertrain ab. Er hätte auch die Römertruppe zur Strecke gebracht, wenn nicht Inguiomer den Sturm auf Caecinas Lager durchgesetzt hätte. Den schlug Caecina ab und kam glücklich nach Wesel-Birten. Aber der Verlust des Trains, der nicht voll zu ersetzen war — fessas Gallias ministrandis equis — zwang Germanicus, sich künftig ganz auf Wassertransport einzustellen. Deshalb der Bau der 1000 Schiffe — einige Seeschiffe, eine Anzahl Flußkähne, sehr viel mehr große und kleinere Pontons, zum Segeln oder Rudern eingerichtet — velis habiles aut citae remis —, als Transportfähren zu koppeln — multae pontibus stratae —, um nun die Weser hinauf bis ans Wesertor zu fahren, um den Gebirgskrieg und Trains zu ersparen. Ich glaube, die Tonnage reichte nicht für das gewaltige Heer — 90 000 nach Dörrenberg —, mit Mann und Roß und Wagen. „Secunda navigatione" kamen die übervollen Schiffe bis zur Ems. Verfuhr man sich oder suchte man Schutz — Germanicus setzte bei Emden seine Armee ans Land — im linken Flusse, der Ems, statt im rechten, der Weser — „erratumque in eo ● Quod non subvexit" — kam er schon nach einem Tagemarsche bei Leer an die Leda, noch im Gezeitengebiet. Kunstvoll brachte er auf zwei Brücken während einer hohen Ebbe sein Heer über die vollaufenden Watten und die Stromrinne der Leda hinweg — transposuit —, ungeachtet einiger Zeit- und Menschenverluste, marschierte Ems und Hase aufwärts bis Bramsche und zog dann seinem Gegner nach bis Minden, vom Angrivarier-Aufftand wenig aufgehalten.

Armin hatte sein Lager bei Nammen, Germanicus stellte seins bei Minden her und zog, während Armin Täuschungstruppen des Römers unterhalb des Wesertores abschlug, einen Teil seines Heeres und die Brückentrains oberhalb durch die Wallücke bis zur Furt bei Wedigenstein-Hausberge vor, ging hier über, baute zwei Brücken und einen doppelseitigen Brückenkopf und war so im Lippischen Lande drin, während er dem Gegner durch das Mindener Lager und den Brückenkopf das Wesertor zugebaut hatte. Der stand aber schon nachts auf dem Wesergebirge, erschien früh morgens vor dem Römerlager und besetzte dann die Hausberger Höhen bis an die Weser bei Dorfstelle Ediffen, nahe bei Varenholz, so dem Römer die Bewegungsfreiheit einengend. Germanicus ließ seine Kavallerie und die vordere Heereshälfte an des Feindes Front entlang marschieren. Etwas spät — per ferociam sagt Tacitus, weil die Römer mit ihrem Ablauf noch nicht ganz fertig waren — zwang Armin die Römer zum Einschwenken, durchstieß sie auch an ihrer schwächsten Stelle, den Bogenschützen; leider nur frontal. Derweil kam Germanicus selbst gerade aus seinem Brückenkopfe heraus, ließ seine Kavallerie- und Infanteriestabswache auf den rechten Germanenflügel einhauen und setzte Stertinius mit einer neuen Staffel gegen Inguiomers Reserve auf der Höhe an. Mit dem Rest fegte er — ipse in tempore adfuturus — quer über die Feindesfront hinweg und drückte die Germanen so bei Varenholz—Exten über die Weser hinüber.

Nun durfte er erneut auf die Varusfeste los operieren und nach rückwärts mit Aliso Verbindung suchen; er brauchte bloß seine Brückenglieder bis Vlotho heraufzuholen. Aber sein Gegner erkannte die Bewegung und die Absicht, führte seine Kämpfer in nächtlichem Marsche von Lüdenhausen in die Wälder nördlich Schötmar—Salzuflen — repente — und fiel der römischen Marschkolonne auf die Tete — incursant, turbant — ähnlich wie es später König Friedrich bei Roßbach mit so gewaltigem Erfolge glückte.

Nun stand er siegreich am entscheidenden Punkte, wieder, wie 15, und näher an des Feindes Etappenlinie als dieser selbst. Ich nehme an, daß er ihn durch Parallelverfolgung und Entsendungen auf Wallücke und Lübbecke-Frotheim auf die Straße Minden—Destel—Levern gedrängt hat, wo der Römer durch das große Torfmoor wenigstens einigermaßen

Deckung fand; eine Kette von Quälereien, an deren Ende — postremo — Siegfried sich dem Römer am Engernwalle bei den Stemmer Bergen quer vorlegte. Kam Germanicus hier nicht durch, so sah er Rom niemals wieder.

Germanicus verzagte aber nicht; tief gegliedert, den Gegner überall fest anfassend, durchstieß er nach anfänglichem Mißerfolg und starker Artillerievorbereitung in ganz modern anmutendem Verfahren die Germanenfront bei Sundern, wo sein Rückzugsweg den Engernwall kreuzte und setzte nun einen schrägen Stoß auf die Stemmer Berge an, um die Germanenfront, wie bei Hausberge-Ediffen, aufzurollen. Aber Siegfried, obwohl an Zahl schwächer, hatte sich auch eine Reserve aufgespart und trocken gehalten. „Collato gradu" stieß er mit ihr auf die Römer und brachte dadurch die Schlacht zum Stehen. Alle Ruhmredigkeit des Tacitus hilft nicht darüber hinweg, daß Germanicus den Gegendruck der „ingens multitudo" (dabei war er der Zahlreichere) nicht überwinden konnte. Er mußte bis zum Abend aushalten, sonst waren seine Trains hin, die er während der Schlacht bei Sundern hinter sich durchzog. Dann erst ließ er eine Legion auf Wehrendorf zurückgehen und wich selbst auf Bohmte, so die Trains deckend, um am Tage darauf bei Venne-Schwagsdorf (Wahlburg, nach Hoefer) ein festes Lager zu beziehen. Hinaus war er wieder aus dem Cheruskerlande, sein Gegner stand siegreich auf der festen Grenze. Germanicus wagte ihn nicht mehr anzugreifen, sondern zog ab. Daß er mehrere Legionen auf dem Landwege heimsandte, bestätigt mir, daß seine Tonnage bei der Herfahrt nicht gereicht hatte. Auch bei der Rückfahrt reichte sie nicht, das bewies die Sturmfahrt. Die Marser- und Chatteneinfälle Herbst 16 sind nichts als Versuche, das Gesicht zu wahren. Der Kaiser rief ihn ab und verzichtete auf Fortsetzung des Krieges. Sieger war Siegfried, der Drachentöter, der gewaltigste der Heerkönige, wie ihn das Sinfiötlalok nennt. Mit Recht steht sein stolzes Bild auf der Grotenburg.

Vorgeschichtliche Kultur und Siedlung in Minden-Ravensberg.

Von Rektor Heinrich Meise, Bielefeld.

Der kurze Vortrag soll über einen kleinen politischen Bezirk, das Sammlungsgebiet des Bielefelder Museums, übersichtlich berichten, wesentliche Einzelheiten aus seiner vorgeschichtlichen Kulturgeschichte hervorheben, aber nicht zu Schlüssen allgemeiner Art Veranlassung geben. Die enge Basis mit ihren verhältnismäßig geringen Funden, vor allem die siedlungsgeschichtliche Unselbständigkeit unseres Gebietes zwingt den Forscher in allen vorgeschichtlichen Perioden die Beziehungen zu den Nachbargebieten zu beachten. Wenn man mit den Methoden der Siedelungsgeographie die geologische Beschaffenheit und die landschaftliche Gliederung unseres Bezirkes betrachtet und vom Standpunkt der Siedelungsgeschichte erwägt, welche Räume die Jäger, Sammler und viehzüchtenden Ackerbauer der Vorzeit zuerst angelockt haben könnten, so trifft man die Gebiete, wo die meisten prähistorischen Funde gemacht worden sind, also die ursprünglichen Siedelungskerne. Es sind Quellen- und Flußgebiete mit leichten, trockenen Bodenarten. Der Vorausbestimmung steht allerdings unsere Unkenntnis der ehemaligen Waldbedeckung, die in dem schwankenden Klima der Nacheiszeit gewechselt hat, entgegen. Nur waldfreie Gegenden waren für die Ursiedlung geeignet. Erst der Eisenaxt in der Hand der Ackerbauer ist der Sieg über den Urwald gelungen. In der Altsteinzeit, während und gleich nach der letzten Eiszeit wird das Gelände überall streifenden Scharen offen gewesen sein. Dann erst beginnt die Oberherrschaft der Wälder.

Wo wir also vorgeschichtliche Siedlungen vermuten, müssen wir Waldfreiheit voraussetzen. Aber auch umgekehrt können wir folgern: Fundleere, Siedelungsleere in irgendeiner Kulturperiode in unseren sonst klimatisch und geographisch geeigneten Gebieten läßt Waldbedeckung vermuten. Bemerkt sei noch, daß in Minden-Ravensberg das Werkzeugmaterial der Vorzeit, der Feuerstein, durch Moränendruck zersplittert, in meist geringer Größe überall zu finden ist. Die wenigen Einzelfunde der Altsteinzeit (Faustkeile) aus der Gegend des Teutoburger Waldes sollen hier außer Betracht bleiben.

Diese kleinen Gebiete der Ursiedelung, die wir mit der notwendigen Einschränkung für sich betrachten können, sind: das Emsland, das Vorland des Osnings, das Else-, Werre-, Wesertal und das Heidesandgebiet nördlich des Wesergebirges.

Das Gebiet der oberen Ems im Kreise Wiedenbrück mit Heidesand und leichtem Lehmboden, mit einer großen Zahl von kleinen Bachläufen, mit Sumpf, Moor und Bruchland noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zum größten Teil Ödland und Wald, im Mittelalter wildes Jagdgebiet der Grafen, wird in der Urzeit wohl nur durchziehende Jäger vorübergehend angelockt haben. Steinzeitliche Funde sind selten; bisher sind nur Einzelfunde, aber noch keine Siedelungsfunde bekannt. In der Bronze-Eisenzeit jedoch dringen auf den trockenen Sandufern germanische Siedler des nordischen Kulturkreises vielleicht von Nordwesten her flußaufwärts vor. Das beweisen die schönen Funde von den Urnenfriedhöfen von Gütersloh, Schledebrück, Rheda, Casum. Großviehzüchter und Ackerbauer werden es gewesen sein, die dort ihre Heimat fanden.

Das südliche Vorland des Osnings, die Senne, ein langes, spitzes Dreieck, das seine Basis an den Lippequellen und seine Spitze bei Borgholzhausen hat, lockte mit seinen weiten, waldfreien Heiden, mit seinen vielen klaren Quellen und den Schluchten an sonnigen Berghängen, die nicht nur Verstecke, sondern auch Gras, Beeren, Haselnüsse und andere Wildfrüchte boten, Weidetiere, Jäger und Hirten an. An jeder alten Quelle findet man eine kleine Siedlung oder wenigstens eine Lagerstelle, wo Feuersteine zugeschlagen sind, findet die zierlichen mikrolithischen Pfeilspitzen, die Messerchen und Schaber, die Kratzer und Sägen der Sanddünenjäger der späten mittleren Steinzeit. Von den Ausgrabungen in Bockelvenn und bei Oerlinghausen wissen wir, daß sie auch pflanzliche Nahrung, vielleicht Nüsse und Grassamen auf Steinen zermahlen haben, vielleicht auch Tongefäße gebrauchten. Ihre Jagdbeute kennen wir noch nicht; manche Pfeilspitzen, die nicht länger als ein Zentimeter sind und etwa 5 Millimeter breit, lassen auf Kleinwild und Vögel schließen. — Jäger der jüngeren Steinzeit verschossen in diesem weiten Jagdgebiete ihre kunstvoll beiderseitig bearbeiteten Dreieckspitzen und ließen an Rast- und Feuerstellen Felsgestein- und Feuersteinbeile meist südlicher Formen zurück. Aus dem fernen Westen einwandernde Zonenbecherleute von hoher Kultur hinterließen an der Lutterquelle ihre Geräte und Bestattungsspuren. Während des letzten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung siedelten an denselben Quellen germanische Herdenbesitzer, die ihre Schafe im Heidekraute und ihre klein-gehörnten Rinder im Berggrase weideten. Gruppen von Grabhügeln, vor allem in Bergschluchten und verstreut in der Heide hinterließen sie als Denkmäler. Große Vorratsgefäße, Henkeltöpfe, weite Milchsetten, Krüge und kleine Tassen aus Brandbestattungen berichten nur unvollständig von ihrer häuslichen Kultur. In den Gräbern fehlen Metallschmuck und Waffen fast ganz. Die Bergschluchten mit ihren Quellen bleiben auch in germanischer und sächsischer Zeit Siedelungsorte, wo man auch Schutz findet vor den Heereszügen auf dem Hellwege, aber die Zahl der Höfe ist gering, und ihre Bewohner sind arm. Im nördlichen Vorland des Osnings sind an den Quellbächen nur spärliche Funde der mittleren und jüngeren Steinzeit gemacht worden. Aber der hier vorherrschende Lößlehm hat in früher mittlerer Steinzeit Siedler beherbergt, deren Kulturzugehörigkeit noch nicht endgültig bestimmt werden konnte. Die Faustkeile und grobbehauenen Schaber und Kratzer weisen auf eine Bevölkerung hin, denen die Kunst des Klingenschlagens noch fremd war. (Schalsee-Osningkultur?) Das Gebiet der Steinhügelgräber der Altbronzezeit, die in Lippe auf den Muschelkalkhügeln von Schulrat Schwanold in großer Zahl nachgewiesen worden sind, scheint bei uns seine westliche Grenze zu haben.

Das Else-, Werre-, Wesertal, das dritte Gebiet der Ursiedlung in unserer Betrachtung, hat uns an den sandigen Terrassen des Urstromtales und die Werre hinauf noch keine zusammenhängende Siedelungskette der Steinzeit gezeigt, obschon an den Ufern eine Fischerbevölkerung und auf dem sanft ansteigenden Gelände Jäger sowohl im Keupergebiet wie im Juraabhang waldfreie Räume gefunden haben müssen. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß eine gründliche Durchforschung nicht nur auf Streufunde, sondern, wie bei Beek und an der Schlucht Neuemühle, auch auf Siedelungen der mittleren und jüngeren Steinzeit stoßen wird. Das wiederaufgerichtete Riesensteingrab bei Bad Oeynhausen-Werste, der Zonenbecher und das Jadeitbeil sind Zeugnis einer ausgedehnten Besiedlung zur Steinzeit. Desto reichere Funde hat die weite Talmulde aus den späteren vorgeschichtlichen Perioden aufzuweisen. Ich nenne nur als Beispiele die Graburnenfunde von Bünde, Südlengern, Obernbeck, Beek, Werste, Eidinghausen, Porta, Herford, Salzuflen, das Bronzeschwert von Vlotho, die schöne Plattenfibel von Porta, die Bronzebeile und die Eisengießerei von Obernbeck. Die Anlage von Dorf Werste ist so günstig gewesen, daß es von der Steinzeit her, also vom Jahre 2000 v. Chr. an bis heute Siedelung geblieben ist und

sein Name wohl schon so alt wie der der Stadt Rom ist. Aus germanischer Zeit stammen die prachtvollen römischen Bronzegefäße des Veltheimer Fundes, die römischen Münzen von Rehme, die Hausgrundanlagen vom Hahnenkamp bei Rehme, wo Prof. Schuchardt das Varuslager vermutete. Handel und Schiffahrt wird auf der Weser und Werre getrieben worden sein, dafür zeugt der bei Gohfeld gefundene mächtige Einbaum im Berliner Museum für Völkerkunde.

Das Jurahügelland von der Else südwärts bis zum Osning hin mit seinen Löß- und schweren Diluvialböden, zerschnitten von Tälern und Sieken, ohne kräftige Quellen, wird in der Urzeit meist Wald getragen und steinzeitliche Siedler kaum gelockt haben. Es kann auch für die Bronze- und Eisenzeit als fundleer gelten. Erst die besseren Ackerbauer der germanisch-römischen Zeit drangen in dieses Gebiet ein, wie die Brandschüttungsgräber bei Eilshausen und Enger beweisen. Danach hat die sächsische und mittelalterliche Besiedlung dieses Waldland der Ackerkultur ganz erschlossen.

Das Gebiet nördlich des Wesergebirges mit seinen leichten sandigen diluvialen Böden, mit Moor und Heide ist in den Kreisen Minden und Lübbecke dem Senne- und Emsgebiet ähnlich und wie dieses schon in der mittleren und jüngeren Steinzeit besiedelt worden. Die offene Lage nach Norden brachte es zu allen Perioden in nordische Kulturbeziehungen. Die nordische Feuersteinaxt, die jütländische Bootaxt, nordische Bronzeschmuckformen und Gefäße bezeugen die alte nordische Bevölkerung. Das Wesergebirge und das Hiller Moor bilden eine strenge Grenze nach Süden. Die zahlreichen Hügelgräber, die reichlichen Funde von Steinwerkzeugen sprechen für eine ausgebreitete Bevölkerung, die schon zur jüngeren Steinzeit Feldbebauung trieb, wie eine im Moor gefundene Steinhacke beweist.

In diese Siedlungskerne führen alle Wege hinein, von denen nur vier genannt werden sollen: Wie südlich am Osning zieht nördlich parallel dem Wesergebirge ein alter Hellweg hin, der schon zu Armins und Karls des Großen Zeiten die Verbindung nach dem Westen und war. Außer diesen beiden Hellwegen und dem Weser-Else-Haase-Tale wird wohl auch der Bielefelder Paß auf dem sandigen Streifen über Heepen nach Herford dem Handel gedient haben. (Bronzeeinfuhr, Schweizer Lappenbeile in Obernbeck, römische Geräte und Münzen, Bernstein.) Es waren die Hauptlinien für Bevölkerungsverschiebungen, die von 1000 v. Chr. an hauptsächlich von Nordost nach West und Südwest gingen.

Aus den hervorgehobenen geographischen Gründen werden die genannten Gebiete der Ursiedelungen bis in die mittelalterliche Zeit hinein Siedelungskerne und Ausstrahlungsgebiete für neue Landnahme der immer stärker ackerbautreibenden Bevölkerung gewesen sein. Zwar mußte das östliche Senneland verarmen, aber an den Zuflüssen der Ems im Kreise Halle, an den Bächen, die zur Werre, Aa und Else fließen, schoben sich immer mehr Bauern zu den guten Acker-Böden hin, und die Rodungsarbeit ließ z. B. in sächsischer Zeit eine große Anzahl von sogenannten „hausen"-Dörfern erstehen.

Die alten Siedelungszentren der Urzeit mögen nun zum Schluß unter Berücksichtigung der Ortsnamenkunde, der Lage der alten Gaugerichte, der Lage der alten Volksburgen und Grafensitze auch historisch nachgewiesen werden. Die Gaueinteilung des 11. Jahrhunderts läßt sich sogar dafür verwenden, obschon sie die ursprünglichen Hundertschaften nicht mehr kennt und politische Verschiebungen einen Vergleich mit der Urzeit gewagt erscheinen lassen. Doch sei ein Versuch gemacht.

Das Emsgebiet erkennen wir wieder in dem Gau Sutherbergi mit den Gerichtsorten Wiedenbrück und Versmold, den Grafenburgen Ravensberg, Rietberg, Rheda.

Das Sennegebiet ist dem Padergau und der Gerichtsbarkeit des Bistums Paderborn angegliedert. Die Burg auf dem Tönsberg gehört wohl zu dem Hafergau an der Nordseite des Gebirges. Die Hünenburg bei Bielefeld scheint zum mittleren Senneland gehört zu haben. Außerdem ist die alte Wallburg auf dem Hengeberge Siedelungsbeweis. Die Ravensburg wird 851 genannt.

Das Else-Werre-Weser-Gebiet ist in vier Gaue aufgeteilt:

Graingau. Gericht Melle, Volksburg: Dietrichsburg? Fränkische Hünenburg bei Riemsloh.

Nörtengau. Gerichte Mellbergen, Gohfeld, Volksburg: Dehmer Burg.

Aagau. Gericht Heyenloh, Volksheiligtum bei Herford? Burg Enger!

Thilithi. Gericht Möllbergen, Nammer Burg. Die Hünenburg bei Vlotho und die Gerichtsstätte bei Hartwich am Stein gehören dem Salzetal.

Nördlich des Gebirges sei nur der *Lübbeckgau* mit Burg und Gerichtsstätte Reineberg und der alten Babilönie und Wittekindsburg genannt.

Wessagau und *Limgau* scheinen spätere Bildungen zu sein und darin Gogerichte sowie Volksburgen zu fehlen. (Dornberg?)

Die Zusammenordnung von Gau, Gericht und Volksburg gilt, wie gesagt, nur als Versuch. Immerhin möge damit die *Lage und Bedeutung unserer Ursiedelungsgebiete* für die mittelalterliche Zeit eine *weitere Beleuchtung* erfahren.

Ein heiliger Hain im Herzen der Heimat.

Von Lehrer A. *Meier-Böke*, Langenholzhausen.

Der Umkreis des Hains in der Urzeit der Heimat: Wir wissen seit einigen Jahren, daß der Mensch schon während der Eiszeit den Raum der Heimat betrat. Wir erkennen heute auch, daß das Siedeln seit dieser allerersten Uchte über der eisgrauen Welt nie mehr aufhörte im niedersächsischen Raum und auch nicht in diesem Winkel unter den rauschenden Wäldern der Weser, kein Ende nahm in fortgesetzten Stämmen und Geschlechtern.

Was die Funde künden: Nicht weit von hier, eine halbe Stunde südwärts, bei der alten Siedlung Hegerbeeke, fand ich im Sommer 1930 einen *Feuerstein*, der aus dem Lehmabraum der anliegenden Mergelkuhle stammen mußte: den ersten Nachlaß des Urmenschen im Lippischen. Herr Müller-Brauel, Museumsdirektor in Bremen, bestimmte das feuergebrannte Stückchen als kennzeichnendes Spitzkeilchen (Abschlag) seiner „Ostseekultur", des „Micoqien" Otto Hausers. Das wäre mittlere *Altsteinzeit*[1]).

Aus der *mittleren Steinzeit* sind Stücke auf allen Äckern abzulesen. Das Ledermesser (Abb. 1 und 3) und die Schmalmesserchen entsprechen etwa den mittelsteinzeitlichen der Sennesiedlungen Hermann Diekmanns. Die *jüngere Steinzeit*, die den Stein nicht nur schlug, sondern auch *schliff*, hinterließ verschiedene Stücke im engeren Umkreis des Kalleraums. Das gekerbte Steinbeil (Abb. 4) und den schwarzen Reibstein (Abb. 5) entdeckte ich 1921 500 Meter nordwestlich von hier, unter abgeräumten Feldsteinen, am oberen Eingang des tiefen Hohlweges. Dieser *Doppelfund* vom gleichen Ort entstammt also unmittelbar *dem heiligen Bereich*.

Die folgende Zeit der *Metalle* überlieferte uns eine große Anzahl bis vor wenigen Jahren unbekannter Bestattungen. Der erste kundige Lipper war der Geologe und Forstmeister Wagener. Aber auch er kannte weder ihren Reichtum noch Kulturbereich. *Schwanold* hat vor einigen Sommern den Spatennachweis ihrer frühbronzezeitlichen Zugehörigkeit geführt. Meine Suche stellte bislang *150* (rund) *Steinhügelgräber* im Raume zwischen Weser, Bega und der Exter fest.

Was der Spaten spricht: Seine Sprache ist die klarste und eindeutigste. Als er zum ersten Mal angesetzt wurde, da war er in den Händen von Schatzgräbern. Das geschah in den 80er Jahren: Augenzeugen nannten Rinteln, einen Apotheker daselbst, gaben das Britische Musum als Bleibe der Schätze an. Meine persönliche Nachfrage daselbst im letzten Sommer blieb ergebnislos. Es waren nur Urnen aus der Lausitz und dem östlichen Mitteldeutschland angesammelt. Die Spuren dieser Schatzgräberei sind an einzelnen Hügeln noch festzustellen.

Ungewollt und unerkannt zerstörte der Spaten zum zweiten Mal Vorzeitreste: drüben in *Steinegge*, unterhalb der Stätte Kemper, bei der Abhügelung des Ackers. Der Besitzer erzählt von Scherben und „Porzelöt" (Porzellangeschirr), auf das der Spaten stieß. Erhalten blieb nichts als die Erinnerung. — Die dritte Schändung des Ahnenerbes geschah nicht ganz unbewußt. Ein anderer Stättenbesitzer zu Steinegge nahm vor längeren Jahren bauliche Veränderungen vor, die den gestampften Lehmboden der Diele mit berührten. Schwarze Tonbrocken flogen auf und ein ellenlanges, stark zerrostetes *Schwert*. Es wurde klar: das Haus stand über einem Friedhof der Eisenzeit. Man mahnte: „Sachte, Luie, uphörn, dat sind jo Urnen!" Es fruchtete nicht. „Wat wü joi met den aulen Porzelöt moken? De schmoit doch nicks mehr up, de breksken Heidenpötte!" Und: „Klack! Klack!" Und: uns blieb allein das Hörensagen. Ich habe vor einigen Jahren auf dem höchsten Punkt über Steinegge einen schwarzen Urnenscherben gefunden. Das Grab, dem er entstammte, ist wahrscheinlich

[1]) Sachkundige Teilnehmer stellten diese Zuordnung in Frage, hielten dagegen den Reibstein (Abb. 5) für paläolithisch. — Abbildungen in Heft 2, Tafel 4.

durch eine Kuhlenanlage zerstört. So steht mutmaßlich die heutige Steinegge über mindestens drei Hügelgräbern der Eisenzeit.

Planmäßig erforscht sind diese, ist dieser Hügel am 14. und 15. Brachmond 1928 unter der Leitung von Schulrat *Schwanold*, Detmold. Zwei, drei Keile wurden sachgemäß bis über den Mittelpunkt hineingetrieben. Im überschnittenen Gebiet konnten sechs Urnen und eine urnenlose Bestattung nachgewiesen werden. Jetzt birgt sie das Landesmuseum in Detmold, soweit sie erhalten blieben. Sie sind vom Rauhtopftyp und hoher schmaler Gestalt mit abgeflachten Ösendeckeln. Wesentlich ist die Feststellung der Feuerbestattung als solcher. Bronzeteilchen waren unter dem Inhalt. Nach Schwanold entstand diese Bestattung zur Zeit des Übergangs vom ehernen zum eisernen Werkzeug, um die Wende des ersten Jahrtausends vor dem Jahre Eins. Dr. Stieren, Münster, hält Latène für möglich. Man sieht, die Begriffe schwanken auch hier.

Ein zweiter Befund ist wichtig: die Feststellung einer *Steinmauer von Halbmeterhöhe* im äußeren Rande der Hügelkuppe. An drei Stellen wurde die 80 Zentimeter breite Mauer vom Spaten überschnitten. Gesamtumfang etwa 45 Meter. Darüber bildete der Hügel ursprünglich eine hochgewölbte Kuppe, die allmählich über den Ring weg nach außen gerutscht ist. Das ist eine Annahme wie diese: Neben dem Nützlichkeitswert hatte der Ring einen weltanschaulichen: *Sinnbild* zu sein des *Weltenrunds*, in dem die Seelen ruhn, Wiederschein zu sein des leuchtenden Sonnenrings, der auch die Herzen im Tode leiten möge, wie denn auch die Hügelform ein Abbild des Himmels ist, der Haube, die sich über unsern Häuptern hebt.

Was das Antlitz offenbart: Weiterführende Forschung darf nicht Halt machen beim gewachsenen Boden. Das hieße die Korinthen aus dem Kuchen klauben, nach Kinderart. Wir müssen den *geistigen Sinn* zu erfassen trachten im Zusammenhang der Dinge, die ganzheitliche Gestalt. Der Spaten offenbart das Skelett, die Mitlaute der Zeit. Mehr nicht. Wir wollen Fleisch und Blut und — Seele: die Selbstlaute der Ahnensprache. Die erwähnten anderthalbhundert Hügel der Bronzezeit im Nachbarraum sind stets zufällig vergesellschaftet. Landschaftliche Gebundenheit allein ist ihr Gesetz: die Firstlinie auslaufender Höhenlagen. Die innere Ungebundenheit trifft auch zu für die vermutlich artgleichen Hügelgräber der Übergangszeit, von denen fünf bis sechs um das Pferdebruch, eine halbe Stunde ostwärts, liegen; trifft zu für eine ebenso große Zahl Erdhügelgräber auf dem Buhn nördlich der Weser, ist gültig für die zwei bis sechs ähnlichen Bestattungen auf dem Kalldorfer Holze.

Die *sechs Hügel im Haiberg* sind *nicht beliebig gelagert*. Das lehrt der Augenschein. Im Zickzackband, schlangenlinig, windet sich die langgestreckte Gräberreihe etwa aus dem Osten in den Westen hinein, mit dem Hauptgrab im Untergang. Diese Einmaligkeit in der Anordnung, die auch in der alleinigen Erwähnung auf dem Meßtischblatt zum Ausdruck kommt, gibt zu denken. Ich behaupte, diese Linienführung kann nicht Zufall sein. Die Reihe als solche zumindest folgt einem sinnvollen Gesetz. Er kann nur weltanschaulich gerichtet sein, dieser Sinn, weltanschaulich in des Wortes wörtlichster Bedeutung.

Es kommt ein weiterer Zug hinzu im Antlitz der heiligen Reihe. Ein landschaftlicher Befund: 250 Meter in gleicher Richtung westlich vom westlichsten Grab ist ein seltsamer *Erdtrichter* im völlig ebenen Gelände. Genauer, mathematisch gesprochen, ist es eine Kugelkappe von rund 60 Meter Umfang und zwei bis drei Metern Tiefe. Das entspricht in etwa der Größe des Hauptgrabes mit umgekehrten Vorzeichen. Es gibt ähnliche Trichtererscheinungen nicht weit von hier auf den Höhen über Senkelteich. Die Einsturzhäufigkeiten in Keuperhorizonten sind bekannt. Aber falle ein geologisches Gutachten so oder so aus: für die Zwecksetzung dessen, was die Sage raunt, konnte unser Erdtrichter in jedem Falle dienlich sein.

Was die Sage raunt: Die Kalldorfer nennen diesen Trichter „*Römerkuhle*", die Langenholzhauser „*Opferkuhle*" bzw. „Mordkuhle"; und die Steinegger, die nächsten Anwohner, hatten früher die Bezeichnung „*Teufelsloch*". In diesen Benennungen liegt zunächst einmal der Hinweis auf eine starke Inanspruchnahme der Volksvorstellung durch die auffallende Geländeerscheinung. „Schweden" oder „Römer" müssen freilich oft herhalten. Auch die „Opfer- und Mordorte" sind nicht selten. „Teufelskuhle" aber verbesondert die Sage in etwas Dunkles, Unterweltliches, Hinabstrebendes. Es gibt auffallende Entsprechungen auf dem *Giersfelde bei Osnabrück*, wo zwei, allerdings umfangreichere Trichter, vorkommen (U oben = 100 Meter, U unten = 20 Meter) und zu Odry in Westpreußen (U oben = 50 Meter). Die Berechtigung der Gegenüberstellung ergibt sich aus der mathematischen Regelmäßigkeit und besonders aus der Vergesellschaftung mit Bestattungen, hier wie dort.

Man hat alles mögliche gemutmaßt: Brunnengrabungen, Leichenbrandherde und auch Opferöfen. Ernstere Wissenschaft kam immer wieder auf erdgeschichtliche Ursachen zurück, trotz der Schwierigkeiten, die sich aus der Bodenbeschaffenheit ergaben. Unbefriedigend aber mußten sie deshalb bleiben, weil sie nicht die *räumliche Vergesellschaftung von Erdtrichter und Hügelbestattungen* zu erklären in der Lage waren, denn der Zufall war noch nie die Lösung ernsten Forschens. Und nun erst gar in Gegenden, wo sonst weit und breit keine derartigen Trichter zu finden sind! Die Entsprechungen gehen weiter. Einst holten zwei Langenholzhauser Zimmerleute nachts verbotenerweise Holz aus dem Haiberg. Plötzlich hob ein Pfeifen und Gejohle an. Alles liegen lassend, hetzten die Verfolgten dem Dorfe zu. Das Getöse zu Häupten verließ sie erst, als die Turmglocke schlug.

Daß die „wilde Jagd" hier einen besonderen „Jäger" hat, zeigt die Giersfelder Entsprechung: ein gottloser Wirt versank in den Trichtern, mit Haus und Scheune. Mitternachts rollt sein böser Geist Alke die Trichterwände als feuriges Rad hinauf. Jeder unbefugte Rufer wird von ihm verfolgt. Ein Bauer vermaß sich einst bei Donner, Wetter und Schwerenot, um neun Pfund Silber mit Alke wettzureiten. Dreimal betete er am Vorabend zum dreieinigen Gott. Beim zwölften der zwölf Glockenschlägen aus den drei umliegenden Dörfern rollte das Rad herauf. Erst am Niederntürpfosten prallte es zurück, einen schwarzen Fleck zurücklassend.

Wer den Sinn der Zahlen wissen möchte, lese *Otto Sigfried Reutters Buch* über das „Rätsel der Edda". Daß das feurige Rad aber die Sonne meint, dürfte klar sein.

Weitere Entsprechungen können weitere Klärung bringen. Das Giersfeld besitzt einen „Heiligen Berg", nach dem noch unlängst Wallfahrten mit Rind und Roß am dritten Pfingsttage gemacht wurden. Es ist vielleicht etwas Ähnliches, wenn vor einigen zwanzig Jahren die kleinen Mädchen von Langenholzhausen mit klopfenden Herzen und fliegendem Haar diesen Haupthügel umtanzten. Es durfte das nie mehr denn sechsmal geschehen. Beim siebten Male müsse der Übertreter in den Grabraum hineinstürzen und verloren sein in der Hölle. Wenn man schon volkläufigen Dingen irgendwie Beweiskraft zuerkennt, so wird hier angedeutet, daß diese *Hügel im Haiberg* noch etwas *mehr* sind — bzw. geworden sind — *als beliebige Bestattungen*. Das Hauptturnenpaar stand unmittelbar unter dem Mittelpunkt. Das läßt zwar auf ursprünglichen Bestattungscharakter der Anlage schließen, braucht aber einer späteren kultischen Nutzung nicht entgegen zu sein. — Auch am „Habichtsberg" bei Langenholzhausen, den die Leute den „Hoxeberg" nennen, tanzt lenzfrohe Jugend um den „Hexenplatz", der, diesem Hügel ähnlich, mit Fichten umpflanzt ist, kreisrund und sonnenwarm über der stärksten Kallequelle unmittelbar gelegen ist. Wir konnten als Kinder nicht vorbei, ohne ein paar Mal „ins Runde" gerannt zu sein.

Wer Ernst Krauses „Trojaburgen Nordeuropas" las, wer Willy Pastors Werke über die „Germanische Urzeit" erlebte, der wird die *Deutung des Trichter-Hügel-Heiligtums aus dem Doppelgang des Sonnenrades* als Möglichkeit für den Sinn dieses Heiligtums anerkennen müssen: Der Trichter ein Kultort oder Sinnbild der Wintersonnenwende, der Haupthügel, sein himmelsuchendes Positiv, das nämliche für die Wende des Sommers. Spielt beim Kinderreigen die Sechszahl der Hügel mit hinein? Ist es die „böse" Sieben? Vieles bleibt dunkel.

In diesem Kreise brauche ich nicht an den *Externstein* zu erinnern, dessen Grotenkessel von hier aus eine gleiche Deutung erfahren könnte, nicht an die Wallburg bei Obergänsendorf in Österreich und die anderen Baldurberge mit dem Schneckengang des „Dane John Mound" von Canterbury. Auch der babylonische Turm gehört hierher, das Auf und Ab in sich vereinend. Und ich glaube, die Wendeltreppen unserer Renaissance-Schlösser drehen sich noch unbewußt in diesem Sonnensinn zur Höhe hinauf.

Unter den Lebendigen der Gegenwart freilich tanzen nur noch die Kleinen den Spiralgang des Lichts, unbewußt, selbstverständlich. Aber im „*Hinkepottspiel*" und seinen vielerlei Abarten ist der Kultgang noch gegenwärtige Tatsache. Und wie blüht gerade dieses Spiel! In Hohenhausen werden allein neun Sonderarten des Hinkepotts gespielt. Es gibt sogar einen ausdrücklichen „Hohenhauser" und „Kalldorfer" Hinkepott. Und dann die verwandten „*Himmel-Hölle*"-*Spiele*! Eine seit einem Jahrzehnt leider verschollene Form ist das „Himmel-Hölle-Pottlockspiel", das unter Hersagung dieses uralten Reimes getätigt wurde: „Himmel, Hölle, Pottlock — steck de Këuh in't Aslock." Es kam darauf an, unter Wahrnehmung gewisser Zahlenverhältnisse den als Hölle in den Rasen geschnittenen Erdtrichter zu überwinden, um in den Himmel zu gelangen. Auch der bekannte Trichter des „Klippker"-Spiels wird hierher gehören. Der stärkste Hinweis auf die urkultische Herkunft all dieser Kinderspiele liegt in ihrer jahreszeitlichen Gebundenheit (meist Frühling).

Hat *unser Erdtrichter* eine Beziehung in diesem Sinne, so wäre seine westliche Vorlagerung vor die östlich ziehende heilige Hügelreihe sinnvoll, ebensosehr aber auch die Bezeichnung „Teufelskuhle", zu der ja das *Grabhaus der Mutter Erde* im Namen der neuen Religion satanisiert werden mußte. Ob darüber hinaus aus der Reihenanordnung trotz fehlender Abplattung und verhältnismäßig geringen Höhe eine Entsprechung auch mit den Hügelheiligtümern von Altupsala und dem *Dreihügelheiligtum in der Senne* herausgesehen werden darf, überlasse ich der eigenen gestaltlichen Schau der Zusammenhänge. Die Forstkarte spricht von den „großen" und „kleinen" Hünengräbern. Die beiden größeren haben 25 Meter Durchmesser bei rund zwei Meter Höhe. Die übrigen rund 15 Meter Durchmesser bei halber Höhe. Grab 1 und 2, bzw. 3 und 4 haben 43 Meter Abstand, die übrigen drei bis sechs Meter. Die Abplattung des Hauptgrabes bestand vordem aus einem gleichmittigen Doppelring, in dem herum die Kinderreigen getanzt wurden.

Was die Feldmark plaudert: Nordöstlich von hier, ein Viertelstündchen, am Ausgang des tiefen Hohlweges, liegt der „*Johannisplatz*", auf dem vor dem Kriege zu Pfingsten das Schützenfest der Langenholzhauser gefeiert wurde. Dort steht die „Johanniseiche", deren Alter bis zum Dreißigjährigen Kriege zurückreichen dürfte. Das Alter dieser „*Johannisnamen*" entzieht sich der Kenntnis. Alt ist sicherlich die Bezeichnung „Janbornsteich", ein weiteres Viertelstündchen nordöstlich am Kirchberg. Nach der Langenholzhauser Überlieferung ist es dieser Brunnen, aus dem der Adebar die Möglichkeit zur Besorgung seiner Geschäfte nimmt. Man hat (Preuß) Herleitungen von Johann, Guden (Wodan), Gani = Baummreihe, und Book gaden = Buch sammeln (to gather!) versucht. Ich zweifle nicht im geringsten daran, daß wir hier eine *Namensüberlieferung aus der allerältesten Zeit* vor uns haben, deren Beziehung zur *Sonnenwende*, die da neues Leben gebiert oder sterben läßt, sich aus der Lage der Dinge befehlerisch ergibt.

Im Bereich des Haines gibt es sonst nur *eine einzige Quelle*, die einige zehn Meter weiter unterhalb in den unterlagernden Muschelkalkschichten versinkt. Ihr Name ist „*Kerkborn*", der Forstort „Kerkbusk". Der *Kalldorfer Kirchweg* ging in früherer Zeit vorüber. Eine besondere Beziehung bei lauter Büschen am Wege ist jedoch nicht einzusehen. Die Lage zwischen zwei Gräberfeldern, dem von Steinegge und dem Haiberger, die Einzigartigkeit im Haingebiet, sowie die kultische Bedeutung des Erbwortes „Kerk"-Kreis lassen einen *Zusammenhang mit dem Hügelheiligtum* vermuten. Bemerkenswert ist die Flurbenennung „Leicheland" an der Stelle, wo die beiden prächtigen Steinwerkzeuge (Abb. 4 und 5) gefunden wurden. Die Ableitung von „leidiges", d. i. schlechtes Land, ist sachlich möglich. Die Bemerkung des Besitzers anläßlich der Entwässerung: „Niu wü woi mol dat leige Land gëut moken", kann auch volksmäßige Umdeutung eines unverstandenen „*Leichenlandes*" sein.

Im zweimal vorkommenden Namen „*Heile*", entlang dem Oberkalldorfer Hohlwege, gelangen wir zur heutigen Bezeichnung des Heiligtums selbst. Man schlug „Hainloh" vor. Sachlich wäre von uns aus nichts dagegen zu sagen, falls man nicht vorzieht, an Hailoh = *heiliger Loh* oder an „Heiliger Weg" zu denken, oder an „Weg der Hel", da nicht nur die heidnischen, sondern, in späterer Zeit, auch die christlichen Toten diesen Weg (diesmal nach dem Langenholzhauser Kirchhof) gefahren wurden. Auch die Teudtsche Herleitung der Hel-Orte von hell = licht wäre nach seinem Sauerländischen Ortungsbeispiel zu erwägen. In Kalldorf besteht der Name Heilemeier.

Der *Forstort* „*Haiberg*" erscheint urkundlich zuerst 1614 als „Heiwerig", was der verderbten Plattaussprache „Haiwerg" für „Haiberg" entspricht. 1689 heißt es „Haiffer". Die Herleitung von Hainbuchen oder Heide ist ebenso abwegig wie die von Hauberg, einer bäuerlichen Waldbetriebsform. Beide Deutungen müßten den Haiberg als kennzeichnenden Ort ihrer Herleitungsgegenstände nachweisen, was bei der allgemeinen Verbreitung dieser Dinge schwer fallen würde. Eher könnten die Verhältnisse umgekehrt liegen. Die Hainbuche als bevorzugter Hegebaum des Heiligtums wäre sachlich als Namengeber zu rechtfertigen. Jedenfalls muß ich nach Lage der Dinge anerkennen, daß wir in der ersten Silbe der „Hai"-Wörter den seltenen Fall vor uns haben, daß ein *Urname* samt der von ihm bezeichneten urtümlichen Sache *unversehrt überliefert* wurde. Das heute fehlende „n" wird nach bekanntem Sprachgesetz abgetan sein, ein wenig „hanebüchener" Vorgang. (Auch bei einer Deutung Haiffer = Heiwerg = *heiliger* Pferch (Gehege), die naheliegt, entsprechen sich Name und Sache.)

Der Markenwald und seine Zuwegung: Die *Flurkarten des Haiberges* bieten eine ganze Anzahl *Waldnamen* an der Stelle jetziger Ackerflaagen. Zwischen Kalldorf und hier: „das Stockfeld", der „graue Busch", „das Rott", der „Zuschlag".

(Die „Heile“ von von Heidelbeere herzuleiten, wird nach dem Gesagten unwahrscheinlich.) Um Steinegge: der „kleine“ und der „große Moosbrink“, zwei „Zuschläge“, einen „Eikkamp“ und einen „Ekernkamp“, „Haupen“ und „auf dem Haupen“. Die gegenwärtige Erinnerung weiß noch, daß der heutige Hain nur der Rest eines ausgedehnten, fast die gesamte Höhe des Haibergs bedeckenden Eichwaldes ist, der noch um die Jahrhundertwende den Trichter überwölbte.

Wir befinden uns im Staatsforst. Im Halbstundenkreis um ihn herum lagern die vier alten Siedlungen Kalldorf—Langenholzhausen, Hellinghausen—Faulensiek in den vier Weltrichtungen. Nach Mitteilung von Herrn Lehrer Süvern, Langenholzhausen, besaßen Kalldorf und Langenholzhausen *sehr alte Gerichtsbarkeit*. Sieht man die Karte ein, so wird klar, daß die *genannten Siedlungen* gewissermaßen *eine landschaftliche Einheit* zwischen dem nördlichen Kirchberg, dem südlichen Block des Rodenbergs sowie den westöstlichen Höhen der Saalegge und der Stöcker Mark bilden, mit dem Haibergsmassiv als Mittelpunkt. Die lippische Grenze folgt diesen Gegebenheiten als vorspringender Nordzipfel des Landes. Betrachtet man nun das Zuwegungssystem der alten Siedlungen dieser Ortschaften, wie es in den Hohlwegen tief eingeschnitten in der Landschaft überliefert vor uns liegt, so wird klar, daß seit ältester Zeit ein gemeinschaftlicher Belang im Haiberg diese Wege auf sich zog. Man kann *Marknutzungen* dafür namhaft machen. Dann bleibt unerklärt, wie diese allein die auffällige Zusammenwegung *in einem Punkte*, am *Trichter-Hügel-Heiligtum* verursachen konnten. Die Langenholzhauser Zuwegung heißt heute noch „*Drifte*“. Sicherlich ist das eine wirtschaftsgeographische Umschreibung eines diesbezüglichen Tatbestandes aus der Zeit der gemeinsamen Markwaldnutzung. Aber der Zusammenlauf aller Zugangsstraßen ist doch zu eindringlich, als daß er mit dem Wirtschaftsbedürfnis oder auch mit den Verkehrsverhältnissen der vier Siedlungen hinreichend zu erklären wäre.

Hinzuweisen ist noch auf die nördliche Verlängerung des Hellinghauser Weges über den Kirchberg weg nach der alten, ausgegangenen Dorfschaft Immesen, die ebenso schon in der Endung „Hausen“ den Stempel hohen Alters besitzt. Vielleicht hatte auch Bentorf Anteil am Hain. Am tiefsten eingekerbt ist der nordwestliche Hohlweg ,der in dieser Beziehung in weitester Umgebung seines gleichen nicht hat. Durch die Nutzung in den sehr langen Zeiträumen und zufolge der Wasserauswaschung sammelte sich der rote Mergel am Wegausgang derart an, daß er auf dem Hofe Luhmann nach der Mitteilung des 80jährigen Schuhmachermeisters Schlinkmeier, Kalldorf, im Tagebau gewonnen werden konnte.

Ein Hüter des Heiligtums? Nach einer Mitteilung aus der gleichen Quelle lag früher ein wenig nördlich von hier die Einzelsiedlung „*Fallmeier*“, ein heute noch in Kalldorf vorhandener Name. Der Forstort heißt noch jetzt „*Alter Fall*“. Der Krieg soll das Gehöft zerstört haben. Schlinkmeier hat die Ausgrabung der Herdstelle miterlebt. Andere brachten eine Krippe ans Licht. Nun gibt es im Alten Fall und auch südlich des Haines einige Wallreste. Die Umgestaltung des „Fallmeiers“ zu „Alter Fall“ ist schwierig. Sollten die Dinge nicht umgekehrt liegen und der Fallmeier von *Wallmeier* den Namen bekommen haben, mithin eine Art Berufsnamen darstellen, den *Heger des Heiligtums?* Wir kennen ja auch sonst derartige Hegehöfe in der Nähe von Wallburgen und kultischen Plätzen.

Die Liebe des gegenwärtigen Geschlechts: Sie hat ihr ältestes bekanntes Werk in der Umpflanzung dieses Haupthügels der Nachwelt überliefert. Diese *Weymouthskiefern* sind die ältesten im lippischen Lande. Ihre Samen brachte ein Langenholzhauser Förster, der am amerikanischen Unabhängigkeitskriege teilnahm, in die Heimat mit. Das war am Ende des 18. Jahrhunderts. Eine Auszählung der Jahresringe ergibt über hundert. Sie bestätigt demnach die Mitteilung des zuständigen Revierförsters Huly. Wir haben also in den *lebendigen Bäumen* des Haines einen Beweis für das *hohe Alter seiner Bekanntheit und zugleich teilnahmsvollen Verehrung*. Danach wurde hier die Siegesfeier 1870/71 von den Kalldorfern und Langenholzhausern gemeinsam abgehalten, wie einst die vereinigten Thingtagungen in alter Zeit. Dann legte der alte Dorfkantor von Langenholzhausen die Sedanfeiern hierher. Von diesem Hügel aus ward der Taktstock zu den Siegesliedern geschwungen. Hier machte kampffrohe Jugend ihre Austragungen. Hier nahm der Fackelzug seinen Anfang. Damals könnte die Abplattung der Grabkuppe entstanden sein. Aber ich halte es für unwahrscheinlich.

Und wieder: als der große Krieg vorbei war und nicht nur die Sedanfeiern, sondern auch die Ehrfurcht vor dem geschichtlich Gewordenen abgeschafft wurde, damals, als der Deutschen Wald zur Ware ward, kam auch *dieser Hain*, gerieten auch diese Hügel *in*

höchste Gefahr. Da waren es Männer aus Langenholzhausen, die den SOS.-Ruf an den Lippischen Bund Heimatschutz sandten, herzhaft helfend, in herzloser Zeit. Und heute: „Die *Römerkuhle* soll so bleiben“, lautet eine stillschweigende Überlieferung unter den Pächtern der umgebenden Ländereien. Und allsonntags, da wandert es zu diesem Hain hinein, aus Langenholzhausen her und von weiter, den regelmäßigen Sonntagsnachmittagbummel. Und Feste, Waldgottesdienste in der natürlichen Andacht des Lebendigen, sieht dieser Hain alle Sommer. Und immer wieder gibt liebende Jugend sich hier ihr Stelldichein. Nirgendanderswo mehr denn hier. Warum das? Ich habe mich oft danach gefragt. Auch anderswo ist es schließlich „schön“. Es muß in den Tiefen des völkischen Unterbewußtseins irgendein heimliches Bezugsverhältnis bestehen zu den ahnischen Geistern der alten Zeit. Darum, weil der Haiberg und sein Heiligtum auch in diesem unterbewußten Ahnenkult eine Sonderstellung erkennen läßt, darum sprach ich auch von dieser Liebe des gegenwärtigen Geschlechts.

Vom Waldfriedhof zum Heldenhain: Als *Wilhelm Teudt* seine „*Germanischen Heiligtümer*“ schrieb, da war ihm dieses eine noch unbekannt, dieses gegenwärtige, dieses Hain-Hügel-Heiligtum auf dem Haiberg an der Weser. Ich lege den Ton auf *gegenwärtig*. Wir haben hier tatsächlich einen der so sehr gesuchten *heiligen Haine* vor uns, handgreiflich, dem Herzen nahe. Ich zweifle nicht daran, daß an dieser Stelle vor diesen Eichen ältere standen, und davor noch einmal Vorgänger bis hinauf zu jenem heiligen Hain, den wir behaupten, in dauernden, fortgesetzten Gliedern einer ewigen grünen, rauschenden Kette. Ein *Deutscher Dauerwald:* noch heute horstet der Waldkauz in dunkler Buchenhöhle, nistet die Hohltaube in den Wohnungen, die der Specht mit Donars rotem Zeichen am Hinterhaupte zimmerte. Und die Schwalbe der Nacht spinnt am Waldesrand in der lauen Maiennacht. Bei Tage aber erklingt des Kleibers sehnsuchtsvoller Flötenruf nach dem Leben, das der Lenz von neuem brachte. Dann ist hier alles eine einzige singende, klingende Gemeinschaft lebendiger Wesen, und der Tod erscheint wie eine Mär und der Abschied wie eine Sage. Und alle Lenze ist das Leben wieder neu, in immer neuer Wiederkehr. *Zwischen den Wenden der Sonne, zwischen Winter und Sommer.* Und die Fichten summen ihr versonnen Lied, ihr Lied vom Leben und ihr Lied vom Tod, und wissen es nicht; und wir Menschen, die wir es wissen, wir fühlen uns eins mit all den Wesen der Welt, wissen Gott in uns und uns in Gott, und alle Abgesonderten unserer Sippe sind wieder um uns. Und die Sonne läuft durch den Wald, die siegende Sonne.

So vernahmen unsere Altvorderen den *Atem Gottes*, zu dessen Füßen sie saßen. So erlebte es Johannes Wilhelm Cordes, als er den Deutschen Waldfriedhof ersann und in Ohlsdorf bei Hamburg zu allererst ins Leben rief, das Tote in das Lebendige, unter Zugrundelegung der natürlichen holsteinischen Landschaft mit ihren Wallhecken und — ihren Hünengräbern, die er einbezog in den Raum der Sippentoten. Das war eine vorbildliche Tat; möge sie Nacheiferung finden. Ich weiß einen Ort, da die *Haibergsurnen* mindestens so sicher ständen wie in der Totenkammer eines Museums. Und noch viel sinnvoller. *Das ist dieser Himmelshügel.* Nun ist er nur noch ein Hügel unter anderen. Ein Haufen Erde, leer und herzlos. Gebe man der Erde wieder, was ihr gehört! Bringe man zurück die Toten in ihr Bette, in den heiligen Ring der gestellten Steine, darin die Sippe sie niedersetzte zur ewigen Ruh! Ihren Spruch haben die Urnen getan. Ihr Inhalt ward offenbar.

Ware wurde unserm Zeitalter die Asche der Ahnen. Ware wurde die Ehre der Erben. Als man im neuen Deutschland über alles zankte, da wäre es ja eine Sünde gewesen, hätte man sich nicht auch um die Ehrung der Kriegstoten gestritten. Für den Freund der germanischen Vorgeschichte, der nicht nur *Erbe* sein will, sondern nach Lagardes Wort auch *Ahne*, für den ergibt sich als gegenwärtige Pflicht die Pflanzung eines *heiligen Haines* zu ihrem Gedächtnis: die Errichtung eines Haines wie diesen. Wo? — *Im Herzen der Heimat.*

Quellen:

1. J. G. Kohl, „Nordwestdeutsche Skizzen“, Niedersachsen-Verlag, Bremen, 1863, neu 1909.
2. Mitteilungen des Histor. Vereins Osnabrück, Bd. 1/3.
3. Mannus, Bd. VII.
4. Ausgrabungen am Haiberg, Bericht von Schwanold. Lipp. Landeszeitung, 16. 6. 1928.
5. O. Preuß, „Die Lippischen Flurnamen“, Detmold, 1893.
6. Ernst Krause, „Trojaburgen Nordeuropas“, 1913.

7. Willy Pastor, „Aus germanischer Urzeit", Haessel, Leipzig, 1922.
8. Wilhelm Teudt, „Germanische Heiligtümer", Jena, 1931.
9. Herman Wirth, „Aufgang der Menschheit", Jena, 1930.
10. O. S. Reutter, „Das Rätsel d. Eddda", 1922, Deutsch-Ordensland, Sontra, Hessen.
11. A. Meier-Böke, „Deutscher Wald und Deutscher Friedhof", Hamburg, 1922.

* * *

Auseinandersetzung Teudt – Langewiesche.

Im Herbst 1931 waren in der Tagespresse Aufsätze von Professor Langewiesche, Bünde, über Teudts Forschungen erschienen. Die Ausführungen Langewiesches wurden von Teudt als kränkend empfunden. Auf Grund persönlicher Verhandlungen hatten beide Männer folgende Erklärung veröffentlicht:

„Durch offene Aussprache sind alle persönlichen Mißhelligkeiten zwischen uns beseitigt worden, während die Unterschiede in unserer Auffassung nach der sachlichen Seite in allen wesentlichen Punkten bestehen bleiben. Beide Parteien werden sich bestreben, bei etwaiger Auseinandersetzung persönliche Kränkungen zu vermeiden."

Am 8. 12. 1931 fand dann in Bielefeld eine große öffentliche Aussprache statt, auf der im Anschluß an einen Vortrag von Dr. Plaßmann die Herren Teudt und Langewiesche ihre abweichenden Anschauungen in durchaus sachlicher Weise zum Ausdruck brachten. Unter Bezugnahme auf die vorstehend angeführte gemeinsame Erklärung faßte daraufhin Langewiesche seine Ansichten noch einmal in einem Aufsatze zusammen unter der Überschrift: Was ist's mit Teudts germanischen Heiligtümern? (Zeitschrift Westfalen, 16. Jahrgang, Nr. 6.)

In diesem Artikel beanstandete jedoch Teudt außer einigen sachlichen Irrtümern eine unzutreffende, seine Sache schädigende Darstellung seiner persönlichen Arbeitsweise; er fühlte sich aufs neue verletzt.

Als gemeinsame Freunde dies Langewiesche mitteilten, erklärte er sofort, daß er nur eine sachliche Darstellung beabsichtigt habe und gern versuchen wolle, Teudts Mißstimmung durch einen versöhnlichen Brief zu beheben.

Dies Schreiben vom 22. 5. 1932, mit dessen Veröffentlichung Langewiesche einverstanden ist, lautet:

Sehr geehrter Herr Teudt!

Wie ich von Ihren Freunden in Oeynhausen erfahre, fühlen Sie sich durch meinen Aufsatz in der Zeitschrift Westfalen persönlich sehr gekränkt.

Ich bitte Sie, dessen versichert zu sein, daß mir jede Absicht persönlicher Kränkung fern gelegen hat. Es geht mir nur um die Sache, und ich habe mich bemüht, auch in diesem Auffatz Ihrer Persönlichkeit gerecht zu werden. Ich glaubte, nur meinen sachlich ablehnenden Standpunkt deutlich darlegen zu müssen, um vor Wegen zu warnen, die ich für falsch halte.

Mit Freuden nehme ich die Mitteilung Ihrer Freunde zur Kenntnis, daß Sie „eine geistige Schau aus einer Art Erberinnern heraus" aufs schärfste ablehnen; ich hatte Ihre Worte von der germanischen Erbmasse seinerzeit in Bielefeld so aufgefaßt und freue mich, daß sich das als Mißverständnis herausstellt.

Wenn ich das Bild von Petzen erneut zum Abdruck brachte, so geschah das, um zu zeigen, daß Ihr Gewährsmann Strack in diesem Falle sich sehr unzuverlässig zeigte und darum auch für das Ostabild keinen Glauben verdient. Herr Dr. Schoneweg versichert mir nun, daß derselbe Strack bei Anfertigung von stadtgeschichtlichen Bildern für Bielefeld sich zeichnerisch als durchaus zuverlässig erwiesen habe und daß das Ostabild von Neckel nicht fallen gelassen werde.

Wie ich Ihnen vor einiger Zeit schon schrieb, beruht meine Bemerkung über die Lutter und den Lutterkolk bei Lippspringe auf einem Irrtum meinerseits. Es gibt

tatsächlich dort ein Bächlein, das Lutter heißt und aus einem Lutterkolk kommt; mir war vom Teutoburgerwald nur die Lutter und der Lutterkolk bei Bielefeld bekannt, und auch von Einheimischen war mir gesagt worden, daß ihnen keine Lutter in der Gegend von Kohlstädt bekannt sei. Ich bedauere den Irrtum sehr und bitte um freundliche Entschuldigung.

Daß schon seit Jahrhunderten die Grotenburg als die Teutoburg angesehen wird und auch Schuchhardt diese Ansicht vertritt, glaubte ich in einer kurzen Uebersicht nicht besonders hervorheben zu müssen. Ich bestätige gern, daß Sie darin angesehenen Gelehrten glaubten folgen zu dürfen; ich selbst teile diese Ansicht nicht.

Durch meinen Aufsatz in der Zeitschrift Westfalen habe ich Sie also keineswegs persönlich kränken, sondern nur meine sachlichen Bedenken äußern wollen.

Ich hoffe, daß wir trotz der Verschiedenheiten unserer Ansichten künftig in sachlicher Erforschung unserer germanischen Vorzeit in vielen Dingen ersprießlich werden zusammenarbeiten können, und verbleibe mit deutschem Gruße Ihr

Langewiesche.

Auf der Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte in Bad Oeynhausen hat diese gemeinsame sachliche Arbeit bereits begonnen, indem Langewiesche in der Dehmer Burg und in der Wittekindsburg die Ergebnisse seiner Ausgrabungen an Ort und Stelle den Teilnehmern der Tagung erläuterte und dann Teudt seine eigenen Folgerungen daran anknüpfte. Hoffentlich wird die Verschiedenheit in den wissenschaftlichen Ansichten der beiden Männer auch noch einmal zu überbrücken sein und sich noch oft bei sachlicher Forschung Gelegenheit zum Zusammenarbeiten zwischen Teudt und Langewiesche und ihren beiderseitigen Freunden ergeben.

Tätigkeitsbericht.

Der lebhafte Besuch, dessen sich auch unsere diesjährige Pfingsttagung in Bad Oeynhausen zu erfreuen hatte, beweist, daß trotz des wirtschaftlichen Niederganges das Interesse für unsere Bestrebungen rege ist. Zahlreiche freundliche Zuschriften — für die ich auch an dieser Stelle herzlichen Dank sage — zeigen uns, daß die Tagungsteilnehmer von dem Gebotenen befriedigt waren. Die Mitgliederversammlung mußte leider wegen Zeitmangel ausfallen. Da die Tagung die einzige Gelegenheit ist, eine solche abzuhalten, wird sie in Zukunft an den Anfang gelegt werden, damit der Vorstand Gelegenheit hat, Rechenschaft abzulegen, seine Pläne vorzutragen und Anregungen entgegenzunehmen.

In erster Linie sind wir dauernd bemüht, unsere Zeitschrift „Germanien" auszubauen und hoffen, sie demnächst in gleichem Umfang als Monatsschrift erscheinen lassen zu können. Die allgemeine Lage wirkt sich auch auf unsere Vereinigung aus: selbst erhebliche Aufwendungen für Werbung erwiesen sich als zwecklos; wir sind auf die Werbearbeit unserer Mitglieder angewiesen, durch die auch in diesem Jahre der Mitgliederstand erhöht werden konnte. Eine besonders undankbare Aufgabe ist das Eintreiben der Beiträge, eine Zahlkarte ist diesem Heft wieder beigelegt für alle, die ihrer Zahlungspflicht noch nicht nachgekommen sind.

Unser Kassenwart, Herr Richard Busse, der sein Amt unentgeltlich durch vier Jahre treu verwaltete, hatte um Ablösung gebeten, da er dienstlich sehr stark in Anspruch genommen ist. Nachdem Herr Oberst a. D. v. Bescherer sich freundlichst bereit erklärt hatte, die Geschäfte zu übernehmen, konnte — nach vorausgegangener Prüfung — der Wechsel eintreten. Wir sprechen Herrn Busse nochmals den besten Dank der Vereinigung aus. —

Die Nachfrage nach dem von Studiendirektor Dr. Beyer (Bad Oeynhausen, Hindenburgstraße 22) hergestellten Filmstreifen mit begleitendem Text für Schulen und Vereine hat erfreulich zugenommen. Wir bitten, an seiner Verbreitung weiter mitzuarbeiten, da er geeignet ist, Interesse und Verständnis für die Erforschung der eigenen Vorgeschichte unter der Jugend zu erwecken und in weitere Kreise zu tragen.

In gleicher Weise wirken die Vorträge unseres Mitgliedes K. Th. Weigel (Bad Harzburg, Amsbergstr. 6): „Lebendige Vorzeit rechts und links der Landstraße", die mit zahl-

reichen, vorzüglichen Lichtbildern ausgestattet sind. Es sind Wanderfahrten durch Mitteldeutschland, die zeigen, welch reiche Fülle an Vor- und Urgeschichtsdenkmälern sowie an Werken der Kunst und Geschichte unsere Heimat aufzuweisen hat. Schulen und Vereinigungen aller Art, die nur über bescheidene Mittel verfügen und Liebe zur Heimat pflegen, können diese von völkischem Geist durchwehten Vorträge nur warm empfohlen werden.

Ein schönes, ganz eigenartiges Stück ist der naturgetreu getonte Abguß des am 20. 1. 1929 unter Verputz entdeckten Runenzeichens in der unteren Grotte der Externsteine. Dieses jungsteinzeitliche Symbol- und Schriftzeichen der Wintersonnenwende wurde in Heft 1/29 „Germanien" von Prof. Dr. Herman Wirth eingehend besprochen und dürfte wegen des hohen Wertes für die Forschung in keiner vorgeschichtlichen Sammlung fehlen. Im Handel ist der Abguß, den ich am letzten Abend unserer Tagung vorzeigte, nicht zu haben, doch würden wir die Beschaffung auf Wunsch gern vermitteln; er kostet 15,— Mk. (ausschl. Verpackung und Postgeld).

Großes Interesse fand auch die kleidsame Reformtracht, die während der Tagung ein Herr trug; sie ist für Sport, Wandern usw. zweckmäßig, haltbar und recht preiswert. Da Anfragen an mich gerichtet wurden, möchte ich bitten, sich damit an Herrn Harald Riecken, Heckershausen/Kassel, zu wenden, der die Tracht entworfen hat.

An den Externsteinen, wie auch an der sog. Heidenkirche in Kohlstädt fanden Grabungen statt, über die bisher keine Berichte veröffentlicht wurden. An der ersten Stelle beschränkte sich Dr. Stieren vom Provinzialmuseum in Münster auf die Feststellung des aufgeschütteten Erdreichs. Dabei ergab sich, daß die Steinblöcke vor Felsen 3 nicht mit diesem zusammenhängen, sondern — wie richtig angenommen wurde — herabgestürzt sind. Ferner, daß vor dem Kreuzabnahmebild im Mittelalter Bestattungen stattgefunden haben. In seiner Beschreibung des Felsenbildes hatte Teudt auf den starken Unterschied in der Verwitterung aufmerksam gemacht; kürzlich ist archivalisch nachgewiesen, daß der regierende Graf zur Lippe es im 17. Jahrhundert hat nacharbeiten lassen.

Angeregt durch Teudt hat Prof. Dr. Hofmeister, Hannover, die Steinbearbeitung am Felsengrabe eingehend untersucht und konnte dabei feststellen, daß sie z. T. dieselbe ist, wie an einem Stein aus Mattium, der als vorrömisch bestimmt werden konnte. Damit ist der Einwand widerlegt, daß die Germanen in vorchristlicher Zeit solche Arbeiten nicht hätten ausführen können. Weiter ergab sich, daß der Felsblock auch unterhalb des Grabes bearbeitet ist, worauf ihn Dr. Reier, Detmold, mit Genehmigung des Landeskonservators völlig freilegte, so daß er jetzt ein völlig verändertes Bild zeigt. Er ist nicht von oben herabgestürzt, sondern mit Felsen I verwachsen (Tafel 5). Ausführlicher Bericht folgt.

Auf der oberen Fläche des Felsblockes vor der Plattform befindet sich ein großes Runenzeichen 25 : 25 cm, das den kultischen Charakter der Anlage in vorchristlicher Zeit beweist.

Sehr erfreulich ist es, daß die Anregungen Teudts dahin geführt haben, daß man sich nach hundertjähriger Pause zu Grabungen an der Turmruine in Kohlstädt entschlossen hat. Leider reichten die Mittel nicht dazu, die Grabung zu Ende zu führen, besonders den Schutt aus dem Hof und dem Turm zu entfernen, unter dem sich im Schnitt mehrere Wohnschichten erkennen lassen. In dem Manuskript aus dem Jahre 1871/72, das unsern Lesern bekannt ist (siehe „Germanien", 1. Folge, S. 101), berichtet der Oberst z. D. Scheppe, daß der Heimatforscher Schierenberg vor rund 40 Jahren dort Grabungen veranstaltet habe, die zu Feststellungen führten, die auch der jetzige Ausgräber Oberlehrer a. D. Meyer — dem die früheren Feststellungen leider unbekannt waren — z. T. wieder machen konnte. Aus den wenigen vorgefundenen Scherben lassen sich keine sicheren Schlüsse ziehen, der Rest eines Kugeltopfes weist auf das 11. Jahrhundert. Nach einer Urkunde von 1093 schenkte ein Edelmann seine Burg zu Kohlstädt dem Dom zu Paderborn, zur selben Zeit, als die Benediktiner vom Abdinghof den Grundbesitz mit den Externsteinen erwarben. Daß der Turm zu der erwähnten Burg gehörte, ist wohl anzunehmen, ebenso, daß er damals schon alt war. Schierenberg hatte vor hundert Jahren das „Fischgrätenmauerwerk" an der Ostseite festgestellt, das jetzt auch auf der Westseite im Fundament gefunden wurde. Das Reallexikon der germanischen Altertumskunde (1913/15) sagt darüber:

„F i s c h g r ä t e n m a u e r w e r k. Doppelte Schichten aus abwechselnd links und rechts schräggestellten Mauersteinen, so daß solche Doppelschichten friesartig das Mauerwerk durchziehen, durch horizontale Steinschichten voneinander getrennt oder mit ihnen wechselnd; ein von den Römern entnommener besonders an merowingischen und karolingischen Bauwerken viel vorkommender Schmuck des Äußeren der Mauern. In späteren Jahrhunderten aber auch im Innern der dicken Befestigungsmauern als Ausfüllung da angewandt, wo ihr Äußeres

mit Quadern bekleidet wurde. Diese Technik ist von den Römern übernommen, die sie opus spicatum nannten."

Diese Erklärung würde also n i c h t dagegen sprechen, daß die Fundamente noch auf die Römer zurückgehen; um Schmuck oder Ausfüllung handelt es sich nicht. Sowohl Schierenberg wie Scheppe sahen es für möglich an, und auch Dr. Rademacher hat sich dahin ausgesprochen, weil sich allgemeine Regeln nicht auf j e d e n Sonderfall anwenden lassen. Prof. Dr. Haupt schreibt: „Die Mauertechnik der Römer und der Karolinger war stets mit Mörtel verbunden, der die eigentümliche Zusammensetzung mit Ziegelmehl, am Rhein auch Traß, (zu einer Art Zement) aufwies. Einfachen Kalkmörtel benutzten sie nie."

Wenn es zutrifft, daß die Römer sich zu Beginn unserer Zeitrechnung an den Lippequellen festgesetzt hatten und ihr letztes Kastell Aliso — wie zumeist angenommen wird — in oder bei Paderborn lag, so ist es sehr wahrscheinlich, daß ein Beobachtungsposten an das Gebirge vorgeschoben wurde, der von einem festen Turm tief in den Paß hinein beobachten und nach rückwärts Zeichen geben konnte. Dann war man aber hier gezwungen, einen festen Bau in möglichst kurzer Zeit mit d e m Material zu errichten, das man vorfand: Bruchsteine und Kalkmörtel. Daß der Mörtel bröcklicher ist als der römische der Rheingegend, darauf hat schon Scheppe hingewiesen. Trotzdem wird man für die ursprüngliche Anlage an eine mittelalterliche Wohnburg wegen der eigenartigen Lage des Baues ebensowenig denken dürfen wie an eine Talsperre, die dort leicht zu umgehen war und schon auf ganz kurze Entfernung überhöht wurde. Wenn die Grabungen beendet sind und der offizielle Bericht vorliegt, werden wir gern darauf zurückkommen. Vorläufig läßt sich mit Sicherheit nur sagen, daß auch diese Grabung bisher kein anderes Ergebnis gezeitigt hat als das Schierenbergs vor 100 Jahren: das Rätsel ist noch nicht gelöst! —

Wesentlich gefördert ist dagegen die Erkenntnis der Bedeutung des Dreihügelheiligtums in Oesterholz. Die Bezeichnung „Langeloh" hat sich in Deutschland an mehreren Stellen gefunden, wo sie gleichfalls auf eine Kampfspielbahn hinweist. Die Parallelen zu dem Dreihügelheiligtum in Altuppsala konnten durch Werner Düstersiek vermehrt werden, der die Angabe bei Olaf Rudbeck fand, daß ihm 1674 bei einem Besuch in Altuppsala „die alte königliche Rennbahn" gezeigt sei, die sich nach Mitteilung des Dr. Anderson aus Lund auf einer alten Karte des vorigen Jahrhunderts eingezeichnet gefunden hat und als Kampfspielbahn für das dortige Heiligtum anzusehen ist. Auch unser „Königslau", das noch jetzt staatlicher Besitz ist, hat vermutlich dieselbe Bestimmung gehabt wie der „Kungsgården" (Königsgarten) in Altuppsala, der zur Kgl. Domäne gehört. Die Wahl der Volkskönige fand bei dem Morafelsen (7,5 km südöstlich des Heiligtums) statt; sodann zog man in festlichem Zuge zur Königskrönung an das Dreihügelheiligtum. — Solcher Heiligtümer hat es in germanischen Ländern mehrere gegeben und es besteht begründete Aussicht, ein weiteres nachzuweisen. Durch Vergleiche, besonders mit dem bereits eingehender erforschten Altuppsala, wird man auch über die Bestimmung unserer Heiligtümer Näheres ergründen können.

Auf die Besprechung der Neuerscheinungen: „Was bedeutet Herman Wirth für die Wissenschaft?" in diesem Heft, möchte ich besonders hinweisen. Acht anerkannte deutsche Hochschullehrer suchen von ihrem Standpunkt und in objektiven Weise Wirth gerecht zu werden, was in der ganzen germanischen Welt dankbar begrüßt werden wird. Seit Erscheinen des Werkes „Die Heilige Urschrift der Menschheit" (das unsere Mitglieder zum Vorzugspreis beziehen) hat das Verständnis für seine Arbeit bei Wissenschaftlern und Laien erheblich zugenommen und hat sie steigende Anerkennung gefunden. Er wird jetzt den Versuch zu einer deutschen Hochschulreform auf der Grundlage einer Arbeits- und Lebensgemeinschaft der Beteiligten unter eigener Leitung unternehmen. Ein vorbereitender Geschäftsausschuß hat zur Gründung einer deutschen Volkshochschulsiedlung in Rostock aufgerufen. (Anfragen an die Hauptgeschäftsstelle der Deutschen Volkshochschulsiedlung, Marburg a. L., Kaffweg 18.) Die Persönlichkeit des Leiters bürgt für selbstlose, von deutschem Geist getragene Bestrebungen, denen auch die Freunde germanischer Vorgeschichte einen vollen Erfolg wünschen und die sie gern unterstützen werden.

Platz.

A n m e r k u n g.

S c h r i f t l e i t u n g: Die Schriftleitung, die seit Beginn dieses Jahres die Herausgabe unserer Blätter besorgt (und auch noch einige Beiträge des nächsten Heftes betreut hat, da das vorliegende Heft 3 ursprünglich in größerem Umfange erscheinen sollte), hat wegen der eingetretenen Veränderungen ihre Tätigkeit abgeschlossen. Die Vereinigung dankt den Herren ihre große Mühewaltung und Arbeit für unsere Zeitschrift, die mit Beginn des nächsten Jahres in einen neuen Abschnitt ihrer Entwicklung eintritt.

Germanien 1933. Wir freuen uns, unseren Lesern bereits mitteilen zu können, daß sich der Verlag Koehler und Amelang in Leipzig bereit erklärt hat, vom 1. Januar 1933 ab „Germanien“ als Monatsschrift mit gleichem Umfang der Hefte erscheinen zu lassen. Einzelheiten sind noch festzulegen und werden im nächsten Heft mitgeteilt werden. Wir hoffen, daß dadurch unserer Bewegung ein starker Auftrieb gegeben werden kann. Platz.

Kleine Beiträge.

Engere Verwandtschaft zwischen Germanisch und Latein.

In Heft 4, S. 90, Anm. 2[1]) zieht O. Huth eine kleine Stelle aus Kluge („Unser Deutsch“) heran, um die nahen sprachlichen Beziehungen zwischen Germanisch und Latein deutlich zu machen. Ausführlicher handelt Kluge darüber in seinem Buche „Urgermanisch. Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte“ (Straßburg 1913). Es heißt dort S. 4/5:

„Das Germanische — als Einheit gefaßt — hat im Kreise der idg. Sprachen am Latein, wie es scheint, einen näheren Verwandten als etwa am Slavischen oder Keltischen. Zwar gibt es im Wortschatz spezielle Übereinstimmungen zwischen Germanisch und Slavisch (unter § 27); aber sie sind unscheinbar und wenig charakteristisch, zum mindesten hat der Glaube an eine nahe Verwandtschaft von Germanisch und Slavisch kaum irgendwelche Vertreter mehr, seitdem die § 1, Anm. behandelte Gliederung der idg. Sprachen in centum-Sprachen und satem-Sprachen als Ergebnis der neueren Anschauungen feststeht: das Slavische ist eine satem-Sprache, aber das Germanische gehört zu den centum-Sprachen. — Mit den Keltischen bestehen schon charakteristischere Übereinstimmungen, wie § 4 ff. zeigen wird. Aber sie beruhen zum Teil auf der doch wohl nicht zu beanstandenden Tatsache, daß das Latein, das seinerseits mit dem Keltischen nahe verwandt ist, auch als Nächstverwandter des Germanischen zu gelten hat.

Besonders charakteristisch sind bestimmte Tatsachen im Bereich der lat.-germ. Wortbildung. Der Typus von lat. virtûtem, senectûtem, juventûtem stimmt in ganz auffallender Weise zu dem Typus von got. mikildûþs, gamaindûþs, ajukdûþs, und dieser Typus zeigt anderwärts nur geringe Spuren. Wichtiger ist vielleicht der Wortbildungstypus für Zusammensetzungen, der durch lat. biennium, proverbium, aequinoctium einerseits und got. ataþni, gawaúrdi, andanahti (§ 281) anderseits repräsentiert wird; auch hier zeigen die übrigen idg. Sprachen keinerlei nennenswerte Parallelen. Die Übereinstimmungen in Wortzusammensetzungen wie lat. commûnis und got. gamains oder wie lat. hospes für hostipotis und das aus einem germ. gastfaþs entlehnte altslav. gospodi können wohl nicht auf Zufall beruhen. Jedenfalls zeigt der lateinische Wortschatz die auffälligsten und zahlreichsten Übereinstimmungen mit dem Germanischen: lat. taceo, sileo = got. þaha, sila, lat. capio, sapio = ahd. heffu, seffu, lat. dûco = got. tiuha, lat. sallo, ‚salze‘ = got. salta, lat. augeo = got. auka, lat. acies = ahd. ecka, lat. annus = got. aþns, lat. tempus = got. þeihs, lat. haedus = got. gaits, lat. collis = angels. hyll, ‚Hügel‘, lat. collum = got. hals, lat. mâlus (aus masdos) = ahd. mast, lat. homo = got. guma, lat. paucus = ahd. fôh, lat. malus (für smalos) = got. smals, lat. longus = got. laggs. Für derartige lautgetreue und formell korrekte Gleichungen, zu denen etwa noch lat. velis, ‚du willst‘ = got. wileis, ‚du willst‘, als bedeutungsvoll hervorzuheben ist, liefern andere idg. Sprachen keine genauen Entsprechungen. Lateinische Worte können aus dem Germanischen am leichtesten gedeutet werden, wenn z. B. lat. sponte, ‚Antrieb‘, durch das Wurzelverb ahd. spanan, ‚antreiben‘, aufgeklärt wird. Germanische Worte können durch das Latein am leichtesten aufgehellt werden, wenn z. B. ahd. rëht (= lat. rectus) aus dem lat. Primärverb rego und got. hana, ‚Hahn‘ (eigentlich Sänger), aus dem Primärverb lat. cano und got. wadi, ‚Pfand‘ (vgl. got. reiki zu reiks), als Nominalabstraktum mit jo-Suffix zu einem Primärnomen lat. vas, Gen. vadis, ‚Bürge‘, Aufklärung erhalten. Es handelt sich in derartigen Einzelheiten, die allerdings sehr zahlreich sind, nicht um beliebige Zufälligkeiten: es sind Worte und Begriffe ohne einen speziellen Kulturinhalt, d. h. es handelt sich hier um Übereinstimmungen, bei denen Kulturübertragung, Entlehnung oder Wanderung von Worten ausgeschlossen ist.“ S.

[1]) Germanien, 3. Folge.

Von den schwedischen Wikingern.

Über die Ausdehnung der hauptsächlich von Schweden ausgehenden Ostwikingerzüge können wir durch eine Reihe neuer Funde allmählich ein klares Bild gewinnen. Bei Lebafelde in Hinterpommern stieß man unlängst auf ein 40 m langes und über 4 m breites Wikingerschiff„ das demnächst ausgegraben werden soll. Dem Handel Gotlands mit dem Gebiete des kurischen Haffs folgt eine Untersuchung von Birger Nerman in Prussia 1930, derselbe, der vor einigen Jahren in der Nähe von Libau bei Grobin große Gräberfelder aus dem 7.—9. Jahrhundert festgestellt hat, die auf Mälerschweden und Gotländer weisen. Es wäre eine lohnende Aufgabe, einmal die Ortsnamen Kurlands, Livlands und Estlands zu untersuchen. Man würde da wahrscheinlich eine noch dichtere schwedische Besiedlung feststellen können wie sie M. Vasmer in den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Philhist. Klasse 1931 für Rußland nachgewiesen hat.

Für das Ladogagebiet war diese Tatsache längst bekannt, doch haben Ausgrabungen in Staraja Ladoga, dem alten Aldeigjuborg, neue Beweise geliefert (Vitterhets-Akademiens Handlinger Del 43, 3, 1930). In Acta Archäologica beschreibt T. J. Arne Wikingergräber aus Tschernigow in der Ukraine. (Deutsch-Schwedischer Nachrichtendienst — Hg. v. d. Deutschen Gesellschaft zum Studium Schwedens. Greifswald.)

Bücher, die für uns wichtig sind.

Herman Wirth, **Die Heilige Urschrift der Menschheit.** Symbolgeschichtliche Untersuchungen dies- und jenseits des Nordatlantik. Gr.-4°, über 500 Bildtafeln mit einem Textteil von 640 Seiten, erscheinend in 12 monatlichen Lieferungen zu 6,— RM (für die Mitglieder d. V. d. Fr. germ. V.: 5,— RM). Verlag Koehler & Amelang in Leipzig.

Lieferung 5. S. 193—240. — Taf. 175—222. — — Lieferung 6. S. 241—288. — Taf. 223—270.

Das 8. Hauptstück des großen Werkes, auf dessen grundsätzliche Bedeutung wir wiederholt eingegangen sind, behandelt das uralte Symbol der konzentrischen Kreise, der Spirale und der „Wurmlage“ jener eigentümlichen, bis in die neueste Zeit lebendig gebliebenen Sonnensymbolik, die auf die Bräuche eines in ununterbrochener Verbindung mit der fernsten Urzeit verharrenden Volkes so tiefgreifenden Einfluß ausgeübt hat. Sehr vieles, was Wirth hier bringt und wiederum an einer Fülle des teilweise entlegensten Stoffes belegt, ist schon vor einem Menschenalter von Ernst Krause (Carus Sterne) in seinen Schriften über die Trojaburgen vorausgesehen und von der damaligen „offiziellen“ Wissenschaft mit Spott und Hohn abgelehnt worden, weil es nicht in die damals gerade herrschende mythologische Mode mit ihren „Blitzkerlen“ und „Wolkenkühen“ paßte — und um wieviel verständiger erscheinen uns heute Krauses Ansichten als die seiner aus den Panzertürmen der offiziellen Berufung heraus fechtenden Gegner! Die Darstellung der arktisch-atlantischen Sonnenbahn als „Wurmlage“ oder Schlangenspirale wird an nordamerikanischen Beispielen so gut wie an den europäischen Resten belegt; älteste Bestätigungen finden diese Anschauungen wiederum in den Stellen der Rigveden, die den allmählichen Übergang der Erscheinungsformen des Jahreslaufes in persönliche Göttervorstellungen erkennen lassen. Die Beweisführung Wirths in Richtung auf eine alte drei- und vierfache Jahresteilung erscheint mir in diesem Punkte als schlüssig; wie sehr wir das späte Kultische in das Mythische, und dieses wieder in das Geistig-Abstrakte zurückübersetzen müssen, wird einem bei diesen Ausführungen immer klarer. Ein Vergleich dieser Jahresideogramme führt mit Notwendigkeit zu einer Geschichte derselben: und hier ist eben der Punkt, an dem Wirths Symbolforschung, ursprünglich von dem bestehenden, dem ruhenden Symbol ausgehend, einen Wandel feststellt, aus diesem Wandel auf Bewegung schließt und so aus der Geistesgeschichte die Geschichte der Menschenbewegung, des tätigen Handelns herausliest. Wir müssen uns darauf beschränken, den Gegnern Wirths gegenüber das unbedingt Neue dieser Methode noch einmal hervorzuheben, zumal jene geflissentlich daran vorbeireden und sich überhaupt nicht die Mühe machen, wenigstens einmal versuchsweise auf den Boden der neuen Methodik zu treten. — Was die sehr ursprüngliche Übertragung des abstrakten Weltbildes auf konkrete Bauten anlangt, worauf Wirth mehrfach verweist, so wird unsere Kunstgeschichte auch hier eine Fülle neuer Anregungen schöpfen können, wenn sie sich erst einmal dem Leitgedanken selbst erschlossen hat. Im Grundsätzlichen berührt sich ja diese Auffassung, ohne es bewußt zu wollen, mit dem was Teudt über Orientation intuitiv gesehen und dann an einer Fülle von Beispielen belegt hat. Aus der Menge des sonstigen Materials sei eines herausgegriffen, um ein vermutetes Fortleben uralter Vorstellungen bis in heutige Bräuche festzustellen: in der Höhle Castillo bei Puente Viesgo in der Provinz Santander erscheint die Hand mit dem Sonnenkreis am Bisonstier; diese Hand mit dem Sonnenring daran muß ein Kultsymbol von erstaunlicher Dauerhaftigkeit gewesen sein, denn noch Thietmar von Merseburg (11. Jahrhundert) beschreibt einen wendischen Kultgegenstand, der eine Hand mit einem daran be-

festigten Ring darstellte; er diente dazu, am Osterfeste jenen kultisch bedeutsamen Schlag auszuführen, der als „Schlag mit der Lebensrute" oder „Schmackostern" heute noch gebräuchlich ist. Zweifellos gehört dieser Handring zu den ältesten Sonnensymbolen, als welches er des „jâres umbihring", den Ring des Gesichtskreissonnenjahres darstellt und mit dem Ringe des Ullr gleichbedeutend sein dürfte (Wirth, S. 201 f.). Zu den drei Farben als Kennzeichen der Himmelsrichtungen (S. 204) ist zu bemerken, daß die Farben Schwarz, Weiß und Rot auch in der Mystik als die drei kosmischen Farben gelten, als deren Kennzeichen wiederum der Sardonyx-Stein gilt. Was die richtige Deutung des ältesten „Roland" als Schwert- oder Jahrgott angeht (S. 207), so sei auf die bereits erwähnte Abhandlung von Herbert Meyer, Heerfahne und Rolandsbild, verwiesen, die die historische Entwicklung dieser Gestalt wohl endgültig klärt; da der Roland in der Sage noch als Steinspalter auftritt, so ist seine ursprüngliche Bedeutung auch literarisch zu belegen. Das Schuhopfer (S. 209) klingt noch nach in der heute noch in Westfalen gebräuchlichen Kindersitte, dem „Nikolaus", der ein Schimmelreiter ist, den Schuh vor das Fenster zu setzen, in der Hoffnung, daß der Heilige das Opfer mit einer Gegengabe vergilt. Zu der Deutung der Armbrust als Tiu-Rune (ebenda) sei jedoch warnend bemerkt, daß diese Angleichung erst spät erfolgt sein kann, denn die Armbrust ist vor dem 12. Jahrhundert nicht nachzuweisen.

Eine sehr wichtige mythengeschichtliche Frage wird dann ziemlich erschöpfend behandelt: der Drache als Verlebendigung der „Wurmlage" und seine ungeheuer dauerhafte Verbindung mit der Zahl 9 (zuweilen 8), mit dem Felsen oder der Felsenburg, der gefangenen Jungfrau und dem kosmischen Schwerte, das in der Sage nachweislich an die Stelle des steinzeitlichen Hammers getreten ist. Die von Wirth gegebene Deutung stellt die ganze Sagenforschung vor eine neue Möglichkeit, die auszuschöpfen demnächst versucht werden soll. Daß Wirth (S. 249) das taciteische Asciburgium als Weltbaumburg mit der Trojaburg usw. in Verbindung bringt, sei zunächst nur berichtend vermerkt. Auch hier wird die Klarstellung der abstrakten Urbedeutung Klarheit in das von subjektiven Phantasien verwüstete Feld der Sagen- und Mythenforschung bringen; Wirth hat ja fast als erster den grundsätzlichen Unterschied zwischen Symbol, Kult und Mythus und ihr richtiges Verhältnis klar hervorgehoben. Daß der Drache der herrschenden Meinung entgegen auch kein Orientale ist, wird sich klar herausstellen. — Bedenken müssen freilich geäußert werden zu der von E. Krause übernommenen Gleichsetzung von „Valant" (mhd. „Teufel") und Wieland (Weland, Waland); der völlig verschiedene Anlaut läßt sich doch nicht einfach beiseite schieben (S. 255). Dagegen sei einer Vermutung Raum gegeben: hängt der Name Wieland (ags. Wêland) nicht vielmehr mit dem ndl. „wiel", engl. „wheel" = Rad zusammen? Die mythische Bedeutung dieses uralten, mit „Jul" zusammengerachten Wortes ist klar genug; es ist der kürzeste Sonnenlaufbogen, als solcher auch in der Mystik in Verbindung mit dem Weihnachtsmythos belegt. Übrigens ist, was Wirth anscheinend übersehen hat (S. 256), auch Hephaistos auf einem Beine lahm, da Zeus ihn aus dem Himmel auf die Erde oder in den Abgrund (abyssos) geschmettert hat.

Das 9. Hauptstück behandelt das „Ur", den kleinsten Sonnenlaufbogen des Jahres — ein außerordentlich wichtiges Element in der Wirthschen Beweisführung. Es hängt eng zusammen mit den Symbolen des Todes, d. h. ursprünglich der Jahresnacht, die wir in ungeheurer Menge in allen Ländern alter Hochkultur finden. Daß in diesem „Ur" das „Wort", das neue „Werden", die „Wendung" (lat. vertere) geboren wird, ist anscheinend die „Ur-Erkenntnis" Wirths, von der seine große religionsgeschichtliche Schau ihren Ausgang genommen hat. Und schon gefühlsmäßig kann man sich dieser Erkenntnis schwer verschließen, denn sie hängt mit dem, was wir als eigentlichen Kern der christlichen Religion empfinden, auf das innigste zusammen. Wie stark auch die älteste Symbolik da noch heute in der christlichen Symbolik nachwirkt, werden wir später bei der Behandlung des Kapitels über die „zwei Berge" zeigen. Das Symbol des abwärts gesenkten Armpaares ist für uns besonders bedeutsam, da es ja in der Grotte der Externsteine von uralter kultischer Bedeutung Kunde gibt S. 266). Die „beata Gertrude", als Seelengeleiterin vermutlich „heidnischen" Ursprunges, hat ihr Gegenstück in der frühgriechischen, hundeköpfigen Hekate, die als Totengeleiterin noch deutlich die Einheit mit dem wintersonnenwendlichen Wolfe oder Hunde zeigt (S. 270). Der Schwarzspecht als „Gertrudsvogel" (S. 275) entspricht dem „picus Feronius" in Rom; seine Bedeutung als „Spervogel" klingt noch in der von Paulus Warnefrid berichteten langobardischen Erzählung nach: ein Sperber läßt sich auf dem Speere des neugewählten Königs nieder, was als Vorzeichen von Krieg und Tod gedeutet wird. Auch im mexikanischen Codex Borgia steht Tlaçolteotl, die Göttin der Erde und der Unterwelt, auf dem Kreuzweg (Malkreuz), genau wie Hekate.

Die Fülle des Materials verbietet weiteres Eingehen auf Einzelheiten. Das große Werk rundet sich allmählich zu einem Ganzen, dessen Überzeugungskraft gegenüber wohl allgemach die rein negativ eingestellte Kritik verstummen wird, um einer sachlichen und verständnisvollen Kritik und Würdigung Raum zu geben. Eremita.

Was bedeutet Herman Wirth für die Wissenschaft?

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Fehrle, Heidelberg, Privatdozent Dr. Heberer, Tübingen, Prof. Dr. Jung, Marburg, Prof. Dr. Krickeberg, Berlin, Prof. Dr. Neckel, Berlin, Prof. Dr. Preuß, Berlin, Prof. Dr. Strzygowski, Wien. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Bäumler, Dresden. Verlegt bei Koehler u. Amelang, Leipzig 1932. Gr.-8°, 94 S. u. 8 S. Abb. Geh. 3,80 Mk.

Eine Anzahl *namhafter deutscher Wissenschaftler* nimmt in der vorliegenden Sammelbroschüre in bejahendem Sinn Stellung zu Herman Wirths Büchern „Der Aufgang der Menschheit" (1928) und „Die Heilige Urschrift der Menschheit" (1932) und antwortet damit positiv, jedoch *nicht ohne starke Vorbehalte* auf die ablehnende Kritik der von Prof. Wiegers herausgegebenen Streitschrift: „Herman Wirth und die deutsche Wissenschaft."

Am *freundlichsten* wird Herman Wirth von Prof. *Neckel, Berlin*, und Prof. *Strzygowski, Wien*, besprochen, deren wissenschaftliche Disziplinen Herman Wirth in besonderem Maße wertvolle Anregungen verdanken. Der Herausgeber selbst versucht, die Mißverständnisse in der Polemik zwischen Herman Wirth und den Einzelwissenschaften dadurch zu vermeiden, daß er feststellt, *Herman Wirth* arbeite nach einer *eigenen, neuen Methode* und sei dadurch zum *Begründer einer neuen Wissenschaft* geworden.

Die schwerwiegendsten Differenzen zwischen Wirth und den Vertretern der herrschenden historisch-kritischen Methode beziehen sich überhaupt auf die gegenseitige Handhabung der wissenschaftlichen Methodik. Dabei muß festgestellt werden, daß die anerkannte historisch-kritische Methode *von unbewiesenen Voraussetzungen* ebensowenig frei ist, wie man dies von Herman Wirth behaupten könnte. So wird auch heute stillschweigend mit *Hypothesen* gearbeitet, z. B. der des Fortschritts der Menschheit aus der Unmündigkeit zur Freiheit oder der des „ex oriente lux". Grundsätzlich ist aber anzuerkennen, *daß die Wissenschaft überhaupt nicht nur aus einer einzigen Methode besteht.*

In der Erforschung der Geschichte der Schrift war es bisher üblich, mit Hilfe des „Zeichenbewußtseins" die *Schriftzeichen* lediglich als „*nutzzweckliches Werkzeug*" zu betrachten. Hiergegen setzt Wirth das „*Symbolbewußtsein*" ein, aus dem heraus er in den Runen und den anderen inschriftlichen Zeichnungen *sakrale Symbole* wiedererkennt und zu enträtseln vermag. — Diese sakralen Symbolzeichnungen tragen eine außerordentlich *zähe Beharrlichkeit* in sich, obwohl sie über die verschiedensten Erdteile, Völker und Kulturkreise hin verbreitet sind. Daher werden sie in ihrem Wert und ihrer Bedeutung weder durch das Hinüberwechseln einer Kultur in kompliziertere Verhältnisse verändert, noch erst durch die Hinzunahme anderer Funde einer bestimmten Kulturepoche, z. B. von Tongefäßen oder Klingen, ausdeutbar. Sie erhalten vielmehr unabhängig davon ihren *eigenen Wert* und gewinnen lediglich durch den *Vergleich* untereinander an Verständlichkeit. Durch diese Erkenntnis gelangt Wirth zu seiner *vergleichenden Methode*, deren *Berechtigung* sich nicht bestreiten läßt. Von der historisch-kritischen Methode freilich, die die Beurteilung einer Kultur von der widerspruchsfreien Erkenntnis aller ihrer Belege abhängig machte, konnte Wirth demnach nicht verstanden werden. — Herman Wirth setzt sich allerdings der Gefahr aus, die *Grenzen* zwischen *sakraler Symbolzeichnung* und *zweckdienlicher Schrift*, die beide von jeher gleichzeitig bzw. übereinander geschichtet bestanden haben, *nicht immer klar erkennen* zu lassen. So erscheint die eine bei Wirth des öfteren als die historische Vorgängerin der anderen und wird daher von ihm, weil er von der Verfallshypothese der Kulturen ausgeht, unberechtigterweise höher bewertet als die andere.

Zu dem *Inhaltlichen* ist folgendes zu sagen:

Der künstlerische Stil der „vorhistorischen" Inschriften, sowie die Art ihrer rein technischen Herstellung zwingen Wirth, *die Entstehung dieser Denkmäler* in den *Beginn der Eiszeit* zurück zu datieren. Wirth vertritt daher die These, daß es

schon in der Eiszeit künstlerisch wie wissenschaftlich geschulte Menschen gegeben habe, wogegen sich auch tatsächlich vom Standpunkt der heutigen Anthropologie nichts einwenden läßt. Der sog. „Homo sapiens" braucht nämlich keineswegs vom sog. „Neandertaler" abzustammen, vielmehr deuten die neuesten Funde, besonders aus Ostafrika, auf eine eigene und ältere Abstammung des „sapiens"-Typs hin.

Die Zugehörigkeit dieses Menschen zu einer „nordischen Rasse" ist wissenschaftlich ebenfalls als möglich zu erachten. Vielleicht haben wir uns die Entstehung dieser Rasse so vorzustellen, daß eine ganze Schar von Menschen bei der Klimaverlagerung den nordwärts abziehenden Renntieren folgte.

Der Annahme Wirths, die von ihm konstruierte „nordische Rasse" sei von Amerika über Europa bis nach Hinterasien gewandert, stehen bisher nur Hypothesen gegenüber, die ebenso gewagt, wenn nicht noch gefährlicher sind.

Auf den amerikanischen Kontinenten kann man eine arktische Urkultur noch sehr wohl erkennen. Es handelt sich dabei um eine „langköpfige Rasse mit teils primitiven, teils hoch entwickelten Merkmalen", zu der neben der ältesten Kultur der Indianer noch heute die Stämme der Eskimo, Algonkin, der Uto-Azteken und ein Teil der Feuerländer gehören. Gemeinsame Bestandteile der religiösen Fundamente dieser arktischen Urkultur sind der Monotheismus, der „Gottessohn", der als Offenbarung des höchsten Wesens in der Sonne verkörpert ist, ferner die graphische Darstellung des „Gesichtskreissonnenjahres" durch eine Kalenderscheibe, endlich die lineare Kultsymbolik, sowie ganz bestimmte Mythenmotive. Noch in späterer Zeit lassen sich die fortwirkenden Einflüsse dieser einst über ganz Amerika verbreiteten Urkultur deutlich in den kultisch bedingten Ornamenten und den bildartigen Darstellungen des Jahreslaufes in der mexikanischen Hochkultur nachweisen, deren nordische Herkunft unbestreitbar ist.

Die „unerhört weitgehende Ausbreitung" dieser ursprünglich nordischen Kultur, welche „die Einheit von Mensch und All, den Einklang des eigenen Ich mit den Vorgängen im Weltall" darzustellen bemüht ist, von Amerika aus über Europa und Afrika bis ins östliche Asien ist „durchaus nicht überraschend". Mit derartigen Wanderungen der Nordvölker, die naturgemäß sehr langsam vor sich gegangen sein können, vor der indo-arischen und der Völkerwanderung mußte schon seit langem gerechnet werden. Die gleichfalls mit der vergleichenden Methode arbeitende Kunstgeschichte, und zwar die von Indien, Hellas und besonders dem Iran führen uns notwendig zu der Annahme einer Einwanderung dieser Kulturen von einer gemeinsamen Urheimat aus. Die Kunst der genannten Völker pflegt im Gegensatz zu dem orientalischen Steinbau ursprünglich die Holzbauten. In ihren Plastiken will sie nicht einfach die menschliche Gestalt aus Freude an ihrer Schönheit „darstellen", sie formt vielmehr besonderen „Zierat" zu „sinnbildlichen Zeichen". Diese, wenn man so sagen darf, nordische Kunst, zu der unsere Gotik und unser Rokoko gehören (vgl. Kurt Breysig: „Vom deutschen Geist und seiner Wesensart", Stuttgart und Berlin 1932), verrät stets eine innere Sinngebung, die sich hinter den äußeren Linien und Gestalten verbirgt, um erlauscht zu werden. Hierin erinnert diese Kunst also daran, daß sie einmal eine Symbolkunst war. Nicht einmal die einfachsten, oft wiederkehrenden Ornamente, wie Knoten, Schlinge und das aus ihnen hervorgehende Bandgeflecht sind zufällig. Vielmehr verdanken auch sie ihren Ursprung kosmischen Bezogenheiten. Der besonders von den Wikingern bis zur Vollendung ausgebildeten ornamentalen Kunst der nordischen Urkultur verdankt z. B. die altchristliche Kunst den Schmuck der Weinranke und Granate. „Den Deutschen aber täte not, sich darauf zu besinnen, daß der Norden ursprünglich das Leben im Zusammenhang mit dem All gesehen und sich danach seelisch eingerichtet hat".

Dr. H. Reier.

Verantwortlich für den Textteil: i. V. Oberstlt. a. D. Platz, Detmold; für den Anzeigenteil: Karl Klußmann, Bielefeld. Alle Zuschriften, die die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" betreffen, auch Bestellungen auf „Germanien" an den ersten Vorsitzenden: Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Bandelstraße 7. Alle redaktionellen Zuschriften an Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstraße 11. — Zahlungen des Bezugsgeldes und des Mitgliedsbeitrages nur auf das Postscheckkonto: Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Bandelstraße 7, Postscheckamt Hannover Nr. 65 278; Druck und Versand: Westfälische Buch- und Kunstdruckerei Gustav Thomas, Bielefeld, Bünder Straße 32, Fernsprecher 196 und 197.